

Schlesische Monatshefte

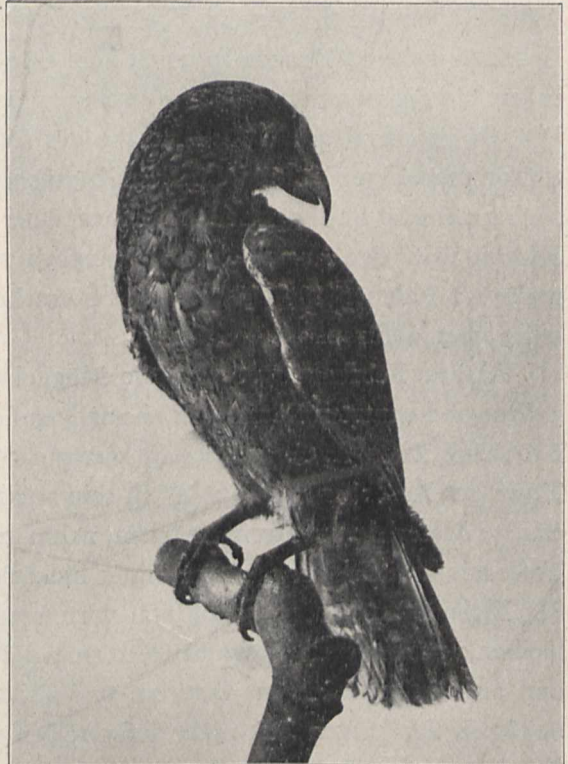
Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 3

März 1930

Jahrgang VII

Aus der Biologischen Ausstellung des Zoolog. Gartens
Der Kea, ein ursprünglich vorwiegend pflanzenfressender Papagei, ist durch die Einführung der Schafzucht in seiner Heimat Neuseeland zu einem richtigen Raubvogel geworden. Er wurde gelegentlich mit Fleischabfällen gefüttert und gewöhnte sich so daran, daß er schließlich lebende Schafe anfiel, um ihnen große Löcher in den Leib zu fressen.



Die Biologische Ausstellung des Zoologischen Gartens

Von Dr. Hans Honigmann
Direktor des Zoologischen Gartens

Vor wenigen Jahrzehnten noch war der Begriff Naturgeschichte, *historia naturalis*, eine durchaus passende Bezeichnung für die zoologische Wissenschaft. Sie bestand fast ausschließlich

in der Untersuchung und Beschreibung anatomischer und morphologischer Probleme. Die vergleichende Anatomie, selbst die Entwicklungsgeschichte, waren damals nur Mittel zum Zweck, nämlich Mittel zur Untersuchung des Verwandtschaftsverhältnisses verschiedener Tiere oder Tiergruppen, eines Problems, das infolge der Arbeiten Darwins lange Zeit im Mittelpunkt des Interesses stand.

Zweifelloos ist bei solchen Untersuchungen viel wichtige und wertvolle Arbeit geleistet worden; aber die enge Begrenzung der Problemstellung war für viele unbefriedigend.

In den meisten Zoologischen Instituten, die sich im Laufe der Jahre aus den „naturhistorischen Kabinetten“ und Museen entwickelt hatten, fehlte jede Möglichkeit experimenteller Arbeit. Vor 20 Jahren gab es noch eine Anzahl von Zoologen, die sich dem Ansinnen, in ihrem Institut etwa mit lebenden Tieren zu arbeiten, energisch widersetzt haben würden.

All das änderte sich aber verhältnismäßig schnell. Von verschiedenen Zentren aus begann eine neue Methodik der zoologischen Forschung, die nicht nur den Bau, sondern vielmehr die Funktionen des Tierkörpers und darüber hinaus die Handlungen und Gewohnheiten des Tieres

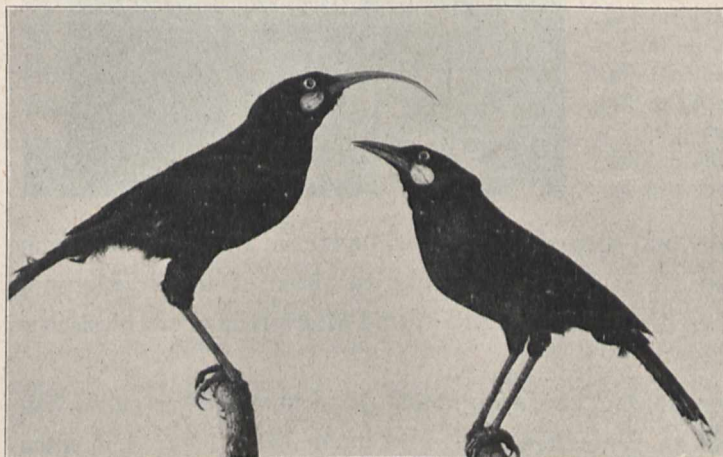
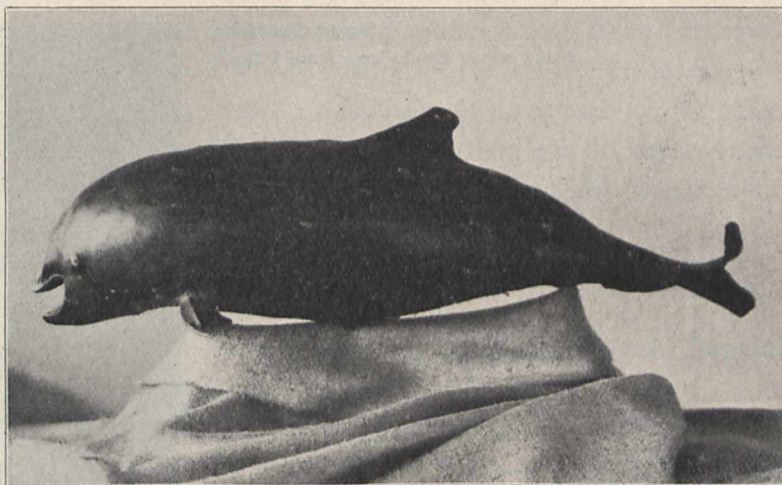
selbst experimentell zu erforschen suchte. Damit wurde schließlich die Grundlage für eine wissenschaftliche Tierpsychologie geschaffen.

Auch zur Zeit des „Darwinismus“ hatte die Allgemeinheit regsten Anteil an den Forschungsergebnissen der zoologischen Wissenschaft genommen, aber dieses Interesse galt letzten Endes nicht der Zoologie an sich, sondern Fragen der Weltanschauung, die mit den Schlagworten „Kampf ums Dasein“ und „Abstammung des Menschen“ gekennzeichnet sind. Nachdem nun aber die Erforschung der Lebensvorgänge des Tieres in den Vordergrund zoologischer Tätigkeit getreten war, begann sich bei der großen Menge ein wirkliches Interesse an zoologischer Arbeit zu zeigen. Diesem Interesse kam eine ganze Anzahl namhafter Fachgelehrter entgegen, indem sie die Ergebnisse ihrer Forschungsgebiete in allgemein verständlicher Form darstellte. Die überraschend große Anteilnahme des Laienpublikums an diesen Arbeiten ließ den Plan aufkommen, eine Reihe biologischer Tatsachen und Probleme nicht nur in Wort und Schrift, sondern einmal in der sinnfälligen Form einer Ausstellung an Hand von Präparaten, Modellen, Bildern usw. der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Der Zoologische Garten schien der geeignete Rahmen für ein solches Unternehmen zu sein, doch verfügt unser Garten leider nicht über dafür passende Räume.

Anfang Februar ergab sich die Möglichkeit, für diesen Zweck die schon öfter zu Ausstellungen benutzten Räume des ehemaligen Generalkommando zu erhalten, die von der Firma Leonhard Tietz A. G. in Breslau kostenlos bis Ende März zur Verfügung gestellt wurden. Trotz der Bedenken, ob es möglich sein würde, in der kurzen Zeit von drei Wochen das geeignete Material zusammenzubringen, nahm der Zoologische Garten das Anerbieten der Firma Tietz mit aufrichtigem Dank an. Einen lückenlosen Überblick über die Tatsachen und Probleme der Biologie zu geben, war ja von vorn herein undenkbar; immerhin mußte vieles beiseite bleiben, was man gern gezeigt hätte, da trotz des außerordentlichen Entgegenkommens heimischer und auswärtiger Museen, Institute und Privatsammler manch erwünschtes Demonstrationsobjekt in der kurzen Zeit nicht aufzutreiben war. Wir beschränkten uns daher auf folgende Abteilungen: 1. Brutpflege der Tiere, 2. Fortpflanzung, Entwicklung und Vererbung, 3. Anpassungserscheinungen (im weitesten Sinne), 4. Herden-, Kolonie- und Staatenbildung unter Berücksichtigung der Entwicklung der Staatenbildung und der Erscheinungen der sogenannten Symbiose, die zur 5. Abteilung „Parasitismus“ überleitet. 6. Angriff und Verteidigung im Tierreich. Die 7. Abteilung, Tierschutz, in der die biologische Begründung des Schutzes oder Nichtschutzes eines Teiles unserer heimischen Tierwelt gegeben wird, führt allmählich in das Gebiet der angewandten Biologie, die in einem 8. Raume durch die Abteilung „Pelze, Pelztiere und Pelztierzucht“ vertreten ist. In einem 9. Raume werden die wichtigsten Instrumente und Apparate für biologische Forschung und Unterricht gezeigt. Aus äußeren Gründen angegliedert wurden einige Räume, die unter dem Namen: „Das Tier in der Kunst“ bildliche und plastische Tierdarstellungen enthalten, außerdem ein Raum, der eine Übersicht über die wichtigsten Werke der biologischen Literatur geben soll.

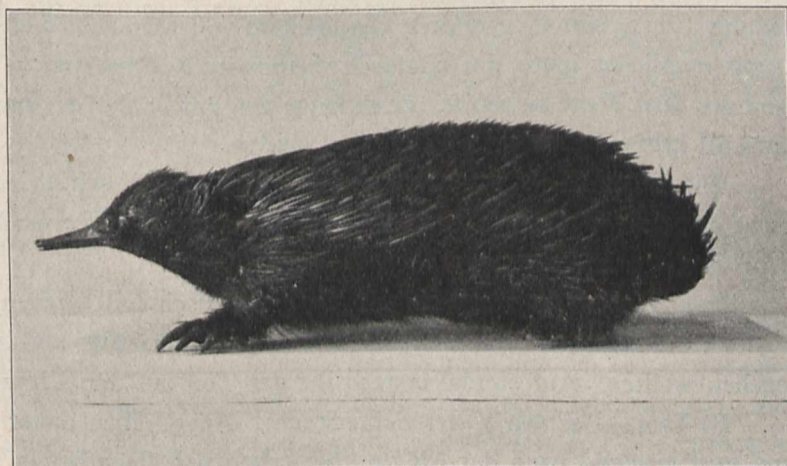
Hoffentlich gelingt es dem Zoologischen Garten, durch seine Ausstellung, die jedenfalls in dieser Form einen durchaus neuen, bisher noch nicht unternommenen Versuch darstellt, das Interesse der Allgemeinheit für biologische Fragen zu wecken und zu vertiefen.

Aus der Abteilung „Anpassung“ der Biologischen Ausstellung des Zoologischen Gartens: Tümmler oder Braunfisch, kein Fisch, sondern ein lungenatmendes Säugetier aus der Gruppe der Zahnwale, der am längsten und besten dem Wasserleben angepaßten Säuger. Die Vordergliedmaßen sind in Brustflossen umgewandelt, die Hintergliedmaßen verschwunden. Die wagerechte Schwanzflosse und die Rückenflosse sind Neubildungen ohne Knochenstütze.



Arbeitsteilung und funktionelle Anpassung: Beim Huia, einem Rabenvogel aus Neuseeland, ist der Schnabel des Männchens ganz anders geformt als der des Weibchens, was sonst bei Vögeln nicht vorkommt. Beide Vögel gehen gemeinsam auf die Nahrungssuche; das Männchen hackt mit seinem kräftigen geraden Schnabel nach Art unserer Spechte morsche Baumstämme an und holt die oberflächlich sitzenden Käferlarven heraus; dann zieht das Weibchen mit seinem langen spitzen Schnabel die tiefer sitzenden Larven hervor, die das Männchen nicht mehr erreichen kann.

Aus der Abteilung „Brutpflege“ Beim australischen Ameisen- oder Schnabeligel bildet sich alljährlich am Bauche eine Hautfalte aus, in die das einzige abgelegte Ei hineingesteckt wird. Das ausgeschlüpfte Junge bleibt noch einige Zeit in diesem Beutel und leckt dort eine Art Milch auf.



Paul Barsch
Nach einer Büste von Paul Schulz



Der Alte

Erzählung von Paul Barsch

Am 16. März feiert Paul Barsch, der Verfasser des berühmten Romans „Von Einem, der auszog“ seinen 70. Geburtstag. Wir haben den Dichter gebeten, uns für diesen Tag eine Erinnerung aus seinem Leben zu schreiben, und Paul Barsch hat dieser Bitte freundlichst entsprochen, indem er ein Erlebnis seiner Mutter, das auf ihn nachhaltigen Eindruck machte, aufgezeichnet hat.

Als meine Mutter noch ein Mädels und sechzehnjährig war, diente sie als Magd bei einem Kleinbauern. Nachmittags im Herbst lag es ihr ob, die Kühe zu hüten. Der Wiesengrund, auf den sie ihre Herde trieb, lag zwischen den Dörfern Waltdorf und Mogwitz in oberschlesischer Landschaft.

Von der Bäuerin war ihr verboten worden, zu singen, damit sie nicht vom alten närrischen Manne bedroht werde. Sie versprach zu gehorchen, hielt aber nicht Wort. Vor dem alten närrischen Manne war sie auch von erfahrenen Freundinnen gewarnt worden. Sie kannte ihn nicht. Sie hatte nur gehört, daß er fremd in der Gegend sei, verwildert aussehe und sich oft in schlimmer Absicht auf den Feldern umhertreibe. Die Freundinnen wußten genau, was er im Schilde führe, und sie erzählten Geschichten von Mädchen und jungen Frauen, an die er sich herangeschlichen hatte, um sie durch sonderbare Redensarten zu betölpeln. Das beste sei, ihm weit aus dem Wege zu gehen. Er verlange von ihnen, daß sie ihm Lieder vorsängen, so dumm aber sei keine, auf solchen Kalmus zu beißen.

Die kleine Hirtin war wißbegierig und tapfer. Sie sehnte sich heimlich nach einer Begegnung mit dem vielverschrienen Fremdling. An Gefahr vermochte sie nicht zu glauben. Sie hatte ja flinke Füße.

Eines Nachmittags saß sie im Weidengebüsch am Graben, bewachte die Rinder und ergötzte sich dabei an dem lustigen Liede von der Schalaster und dem Nußknacker, die Hochzeit machen wollten. Auf einmal erstarrte ihr der Ton auf den Lippen.

Er kam — er war's, der Schreckliche. Am Graben daher schritt er langsam auf sie zu und griff grüßend nach der Mütze. Sie erhob sich fluchtbereit.

„Ei, ei, du liebes Maidlein, wie fein du singen kannst!“ rief er und lächelte freundlich.

Was er weiter sprach, überhörte sie in der Verwirrtheit ihrer Gedanken. Fremdartig und wild genug sah er aus, doch gar nicht so alt und nicht so häßlich, als sie es nach den Berichten der Freundinnen vermutet hatte. Schnell wich ihre Scheu, und nun vernahm sie, daß er Lieder von ihr beehrte. Das Lied von der Vogelhochzeit besäße er schon, von andern jedoch, die er ebenfalls gern haben möchte, seien ihm nur Teile bekannt.

Er zog ein Büchel aus der Manteltasche und las daraus einige Liedanfänge.

„Die kenn ich alle,“ sagte sie.

„Die kennst du?“ fragte er freudig. „Du bist ja nicht mit Golde zu bezahlen. Sage mir doch, bitte, das Gedicht vom Strahler und den schönen Jungfräulein.“

Da regte sich in ihr ein Mißtrauen. Ihr war eingefallen, daß er das gleiche Lied auch von andern Hirtinnen verlangt hatte. Sie hielt es für garstig, weil darin die schönen Jungfräulein faule Hunde genannt wurden.

„Das sag ich nicht,“ entgegnete sie gereizt.

„Wenn ich dich aber herzlich bitte?“

„Wozu wollen Sie's denn wissen?“

„Wozu?... Ach, du kleine Maid, das verstehst du nicht. Aber sagen will ich dir's. Ich mache Jagd auf alle Lieder, die das Volk singt und die nirgends gedruckt zu finden sind. Solche Verse sind Volksgut, und das will ich einsammeln, damit es nicht verloren geht. Kannst du das begreifen?“

„Müssen es denn gerade solche sein?“

„Aha, du verstehst mich. Dir hab ich gleich angesehen, daß du klüger als die andern bist. Du wirst mir sammeln helfen. Im Vertrauen sollst du wissen, daß ich selber ein Dichter bin und schon viele Lieder erdacht habe. Ein ganzes Buch voll schenk ich dir, wenn ich durch dich erfahre, was die Leute hier singen... Wie fängt doch das mit dem Strahler an? Ich glaube, so:

Wir wissen's nicht, wo Strahler liegt.

Strahler liegt im Grunde...

Und wie geht's weiter?“

Sie gab sich einen Ruck und sagte die Fortsetzung laut vor sich hin.

Er bedankte sich, meinte, daß der arme Strahler, dem seine Jungfräulein durch ihre Faulheit das Leben verbitterte, zu bedauern sei, und fügte hinzu, daß der Urheber dieser Reimerei seine Sache schlecht gemacht habe. Es stecke nur Roheit drin, weiter nichts. Neugierig sei er auf ihre andern Lieder.

„Da müßt ich erst nachdenken,“ sagte sie.

„Denke nach, und trage mir alles vor, was du weißt!“

Sie redeten noch eine gute Weile miteinander, und zum Schluß vereinbarten sie ein Wiedersehen für den übernächsten Nachmittag.

Das Mädchen blickte ihm nach, bis er fern am Dorfe hinter den Gärten verschwand. Sie wußte, daß es Dichter gab, hatte sich aber nie vorstellen können, was das für Leute seien. Nun war ihr einer begegnet, und sie hatte den Eindruck empfangen, daß er trotz seiner sonderbaren Kleidung und seiner altmodischen Redeweise ein vornehmer Herr sei. Sie berauschte

sich an dem Lobe, das er ihr gespendet. „Du verstehst mich! . . . Dir hab ichs gleich angesehen, daß du klüger als die andern bist. . . Du bist nicht mit Golde zu bezahlen. . .“ Süß wie Honig schmeckte das. Und wie fein er sich betragen hatte! Den hielten ihre Freundinnen für närrisch? Ach, diese Närrinnen! . . . Sie lachte und sprang vor Vergnügen umher, und sie fühlte dabei unklar, daß diese Begegnung ein großes Erlebnis für sie sei. Der Fremdling sollte bei seiner Jagd nach Liedern nicht umsonst auf sie gerechnet haben. . .

Tags darauf kaufte sie sich beim Krämer ein Schreibheft und einen Bleistift. Auch widerstand sie der Versuchung nicht, ein paar schöne, blaue Briefbogen zu erstehen. Nachmittags auf der Wiese saß sie an den Weiden und schrieb. Sie hatte sich ihre jüngste Schwester mitgebracht, und die achtete darauf, daß die Kühe nicht zu Schaden gingen. Das ganze Heft schrieb sie voll, und lustig dachte sie dabei an den kommenden Tag.

Die Zeit erfüllte sich, und die Hirtin erwartete, frohen Bangens voll, den Dichter. Lange hielt sie Umschau, und endlich erspähte sie ihn. Auf dem Waltdorfer Wege zog er langsam daher. Inbrünstig flehte sie zum lieben Gott, daß er ihn zu ihr herleiten möge, ohne daß es der Bauer, der unweit von ihr ackerte, gewahr würde. Sie ängstete sich vor Spott und üblem Gerede. Der Himmel war ihr gnädig, und als der Gast bei ihr im Schutze des Gebüsches stand und mit lieben Worten das Wiedersehen feierte, setzte sie sich auf den Rasen, breitete hurtig ihr Kopftüchel neben sich hin und lud ihn zum Ausruhen ein. Sogleich saß auch er, streichelte ihre Wangen und beteuerte, daß ihm nie eine verständigere Jungfrau, nie ein traureres Mädchen begegnet sei. Er ahnte nicht, daß es ihr nur darauf angekommen war, ihn vor den Neugieraugen des Ackermannes zu verstecken, und daß sie bei aller Zuneigung für ihn heimlich hoffte, sich seiner schnell zu entledigen.

Zaudernd reichte sie ihm ihr Schreibheft, bat ihn, ihr die schlechte Schrift zu verzeihen, und suchte zu erreichen, daß er ihre Lieder bei sich zu Hause lese. Schon aber durchblätterte er das Heft und lobte ihre beinah fehlerlose Schreibkunst. Die Lieder gefielen ihm, und er hielt ihr über jedes von ihnen einen kleinen Vortrag. Eines davon trieb ihn, nach ihrer Hand zu greifen und sie so fest zu drücken, daß es wehtat. Sein Gesicht verklärte sich und er sprach: „Du verdienst, daß du einmal den besten und schönsten Jüngling zum Manne bekommst.“ Alsdann gestand er, daß dies ein Gedicht von ihm selbst sei.

Ihre Hochachtung vor ihm wuchs, doch ihre Freude schlug um in Traurigkeit. Sie hatte ihm nichts Neues geboten — sie war eine schlechte Mitarbeiterin. Ihm war alles, was sie aufgeschrieben, schon vertraut, und er kannte die Namen der Dichter. Auf ihr Fragen bemühte er sich, ihr begreiflich zu machen, daß er Gedichte suche, die der Volksmund geschaffen habe. Einfältig klängen sie meist, allein das schade nichts. Ein schöner Kern stecke fast immer darin, und zuweilen seien sie schalkhaft und witzig. Durch Beispiele, die er hersagte, gab er ihr zu verstehen, was er meine. Sie lauschte, und ihr ging ein Licht auf. Sie sprang auf die Füße, rannte davon und trieb die Rinder, die auf fremdem Gebiete grasten, in ihre Grenzen zurück. Auch er erhob sich, und zu ihrem Schrecke lugte der Bauer herüber.

Ängstlich schlug sie eine Begegnung für den kommenden Montag vor, doch konnte sie nicht verhüten, daß er ihr noch lange beteuerte, wie dankbar er ihr sei, und wie er sich auf das Wiedersehen freue. Beim Davonschreiten winkte er ihr Grüße zu.

„Morgen geht mirs schlimm“, dachte sie. „Der dort schandfleckt über mich. Heilige Marie, steh mir bei!“

Der Pflüger wartete mit dem Schandflecken nicht bis zum andern Morgen. Bei sinkender Sonne schon vermeldete sein Weib auf der Dorfstraße die erstaunliche Neuigkeit, daß die Anna Hoffmann und der alte närrische Mann ein Liebespaar seien, und daß die beiden Ursache hätten, bald an den Hochzeitkuchen zu denken. Zwei Stunden später erfuhren die Mägde und die Frauen beim Spinnrocken, was sich auf der Wiese zugetragen habe, und was die Anna, die immer so scheinheilig tue, für eine sei. Brühwarm drangen die Geschichten zu den Ohren von Annas Bäuerin, und die verstand keinen Spaß. Bei ihrem Geschimpf im Kuhstall erdröhnten Wand und Gewölbe. Sie dulde nicht, schrie sie, daß sich ihre Magd mit einem alten fremden Kerl einlasse und ihr noch Läuse ins Haus bringe. Sie werde sie beim Herrn Pfarrer anzeigen. Hinausgeworfen müsse sie werden.

Anna blieb ihr aus zornwildgewordenem Gemüte die Antwort nicht schuldig. Ihr brauche kein Mensch zu sagen, was sich schicke, und wenn die Leute wüßten, wie fein und gut der Fremde sei, würden sie sich ihre Lästermäuler nicht verbrennen. Vor dem Herrgott könne sie schwören, daß er sie nur nach Volksliedern ausfrage, die er sammle, und daß er weiter gar nichts von ihr wolle. Wären die andern Mädels nicht dumme Gänse, so hätten sie ihn angehört, anstatt davonzurennen und ihn zu verschreien. Der Bauer, der sie mit ihm auf der Wiese gesehen habe, sei ein Quatschkopf.

In solcher Tonart gings heftig hin und her, und die Bäuerin ließ endlich locker, weil sie merkte, daß sie den gegen die Ehre des Mädchens gerichteten Vorwurf nicht aufrecht erhalten könne. Als letzten Trumpf erhob sie die Beschuldigung, daß Anna ein frecher Balg sei, und mit der Drohung: „Ich sags deinem Vater!“ verließ sie den Stall.

Beim Abendessen und auch später waltete Friede. Die Familie saß beisammen im Schein der Öllampe, Frau und Magd spannen. Von den Vorgängen auf der Wiese und dem Wortkrieg im Stalle war keine Rede mehr.

Den Kopf der Magd durchschwirrten Liedklänge und Trotzgedanken. Verse des Gesanges von der Agnes, über deren Brautbett sich vom Fenster her eine bleiche Totenhand streckte, schufen ihm Arbeit. Wie mutwillige Lämmer waren sie von ihren Plätzen gehüpft und wußten nicht mehr, wohin sie gehörten. Doch es glückte, sie einzureihen. Andere Lieder drängten sich herzu und prahlten, daß bei ihnen alles klappe. Der Trotz verlangte, daß Anna sich weder durch ihre Herrin noch durch den Klatsch im Dorfe hindern lasse, des Dichters Wünsche zu erfüllen.

Der Hausherr sah noch einmal im Hofe und bei den Ställen zum Rechten und prüfte das Wetter. Das war das Zeichen zum Schlafengehen. Anna stellte ihr Spinnrad in den Winkel, wünschte gute Nacht und ging. Durch das Dachfenster ihres Bodenkammerchens grüßte ein schöner Stern. Den betrachtete sie bekümmert. Dann holte sie weinend aus ihrer Truhe ein Wachsstockchen, Schwefelhölzer und das blaue Briefpapier hervor. Das Wachsstockchen war in Albendorf zu Ehren der Mutter Gottes geweiht und durfte nur zu heiligen Zwecken angezündet werden, auch in Fällen schwerer Leiden. War denn der Zweck, dem es nun dienen sollte, nicht auch heilig, und litt sie nicht schwere Pein? Umständlich verhüllte sie das Fenster mit Tüchern,

damit der Nachtwächter nicht an ihr zum Verräter werde. Zögernd überlegte sie, ob sie wirklich die hübschen Bogen mit Bleistift bekritzeln solle, und rasch gelangte sie zu der Erkenntnis, daß für ihren Freund kein Opfer zu groß sei.

Der Deckel der Truhe war ihr Tisch. Kniend, in ihre Aufgabe ganz versunken, schrieb sie bis Mitternacht. Dann schlüpfte sie mit durchfrorenen Gliedern ins Bett.

Zur rechten Zeit erwachte sie, und innig dankte sie dafür ihrem Schutzengel. Beim Frühstück aber verging ihr die Lust am jungen Tage. Der Bauer verlangte, daß von nun an Minna die Kühe zur Weide treibe. Sie sei dazu jetzt groß und stark genug. Anna werde in der Wirtshaft und auf dem Rübenacker gebraucht.

Minna, noch ein Schulkind, widersprach und greinte. Anna fühlte sich ins Herz getroffen, aber sie verbarg ihr Weh. Aus Rachsucht hatte die Frau das Gebot ersonnen und dem Manne in den Mund gelegt. Am liebsten hätte sie laut geheult. An die Weiden am Graben, an die Blumen, die Vögel, die Hasen, die Wolken und an ihr zerstörtes Liebesglück dachte sie. Doch grausamer noch litt sie durch die Beschuldigung, die ihr und dem Dichter angetan worden war. Wenn sie doch wüßte, wie er hieß und wo er wohnte! Ach, daß sie ihm die blauen Briefbogen nicht senden und sich nicht rechtfertigen konnte, wenn sie nun fernbleiben mußte. Den besten Halt in ihrem Jammer gewährten ihr die Verse, die sie im Verlauf des Tagewerks aus entlegenen Tiefen des Erinnerns mühsam hervorkramte. Das war ein Zeitvertreib, der immer frisch ergötzte. Vielleicht war ihr der Sonntag hilfreich. Dann durfte sie ein paar Stunden lang bei ihren Eltern und Geschwistern sein, und sicher bot sich dort eine Gelegenheit, ihren Schatz zu bereichern.

Im Kreise ihrer Angehörigen brachte sie die Rede auf Lieder aus ihrer Kindheit, ließ sich Abweisung und Spott nicht verdrießen und erreichte durch Beharrlichkeit, daß die Mutter sich auf allerhand Singsang besann, der Vater einhalf und die andern sich wetteifernd beteiligten. Reimklänge, Versgebilde, die sie längst vergessen hatte, lebten auf, und in verschwiegener Seele häufte sie Schatz auf Schatz für die Sammlung des Jägers, der Jagd auf Volkslieder machte.

Abends fiel Regen, und sie flehte zum Himmel, daß er den Montag auch verregnen lasse. Dann blieben die Rinder im Stall, und der Dichter würde nicht kommen. Beim ersten Blick durchs Fenster jubelte sie hell: „Es treescht — es gießt mit Kannen. Der Herrgott sei gelobt!“

Der Regen hörte tagelang nicht auf, dem Bauern und der Bäuerin zum Graus, der Magd zur Herzerquickung. Freitags erst wurde Minna wieder geheißt, die Rinder zur Weide zu treiben. Kurze Zeit nur blieb sie fort, und bei der Heimkehr in den Hof schrie, jammerte und fiennte sie. Der alte närrische Mann hatte Minna überfallen. Um ein Haar, es wäre vorbei mit ihr gewesen. Sie fieberte vor Schreck am ganzen Leibe.

Die Magd stritt für den beschuldigten Fremdling, aber die Bäuerin schrie, sie solle sich in den Boden hineinschämen, dem Kerl das Wort zu reden. Jetzt sähe man ja, daß er junge Weibsbilder suche, die sich mit ihm im Grase herumwischten, wie es eine gewisse Person getan habe... Ließ sich das ertragen? Anna hielt sich, als sie im Stall die Rinder anketten wollte, mit beiden Händen an der Krippe fest, denn alles drehte sich um sie her. Im Kopf tobten gräßliche Gedanken, doch alle Wut zerfloß in Ohnmacht. Endlich ging ihr in finsterner Verzweiflung ein schwacher Lichtschein auf. Er leuchtete heller, gab tröstlichen Frieden und verhalf ihr zu einem Entschluß.

Sonntags sagte sie den Bauersleuten, daß sie nachmittags einen Sprung zu ihrer Muhme tun wolle, die krank sei. Der Bäuerin mochte diesmal das schlimme Wort leid geworden sein, denn sie hatte sich bald darauf recht versöhnlich benommen. Jetzt lobte sie das Vorhaben der Magd und versprach, daß sie ihr ein Stückchen Butter für die Muhme mitgeben wolle.

Zur Butter gesellte sich ein Stück Speck, und später erbettelte sich Anna von ihrer Mutter ein Brot. Lange vor Beginn des Nachmittagsgottesdienstes lief sie mit ihrer Last zum Dorfe hinaus. Die Muhme wohnte in Waltdorf. Sie empfing den Besuch mit staunender Freude. Hatte sie doch, wie sie eifrig beteuerte, sicher geglaubt, sie sei von den Mogwitzer Verwandten vergessen worden. Beim Anblick der „Mittebringe“ rang sie beglückt die Hände, und die Grüße der Bäuerin empfand sie als besonders ehrend.

Die alte Frau hatte viel zu erzählen. Der Zuhörerin aber war es diesmal nicht um Geschichten zu tun. Bei schicklicher Gelegenheit fragte sie, ob hier wohl einer wisse, wer der altmodisch gekleidete Herr sei, der sich in Waltdorf aufhalte und oft auf Feldwegen spaziere. Die Muhme meinte, ja, den kenne sie. Doch nur vom Sehen.

Mit verhaltener Stimme und näher zu Anna heranrückend sagte sie, daß er von den Leuten für einen Demokrater gehalten werde. Das müsse er wohl sein, denn er stecke drüben auf dem Schlosse bei den zwei Grafen, und die gehörten ja auch zu der Sorte, der nicht zu trauen sei. Graf Eduard und er führen jeden Sonnabend nach Neisse. Auf heimzu hätten sie immer Offiziere bei sich, und mit den Offizieren trieben sie dann Verschwörungen oder ähnliche gottlose Sachen. Es werde halt so allerhand gemunkelt.

Das Mädchen erschrak. So wohnte der Fremdling also im Schlosse bei den Grafen. Er war ihr ein unnahbar hoher Herr geworden.

Die Muhme richtete den Vespertisch her, und Anna sagte, daß sie sich schnell einmal das Schloß ansehen wolle. Zum Gutshofe lief sie und spähte hinein, in unklarer Hoffnung, ihren Freund zu sehen. Heimlich zog sie die an ihrem Busen verborgenen Blätter hervor. Der Dichter sollte — mußte sie haben. Wer trug sie ihm hinein? — Hinten bei den Scheunen standen ein paar sonntäglich gekleidete Mägde. Beklommen ging sie in ihre Nähe.

Da — o himmlische Gnade! — trat er aus der Haustür. „Ist das nicht meine Märchenfee?“ rief er und breitete die Arme nach ihr aus.

Sie hielt ihm ihre Blätter entgegen.

„Du mein Tausendkind, sei mir willkommen!“

Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie saß mit einemmal in einem wunderschönen Zimmer, an einem Tische voll von Büchern und Papieren.

Der Dichter war von ihrer Gabe hochbeglückt. Das seien Lieder, die er suche, und er könne gar nicht genug staunen, wie gut sie ihn verstanden habe. Gern hätte sie sich alles gemerkt, was er sprach, doch dachte sie ängstlich an die wartende Frau. Er griff nach einem der Bücher und ließ sich ihren Namen nennen. Als er hörte, daß sie Anna Hoffmann heiße, rief er vergnügt: „Da sind wir ja Namensverwandte und müssen erst recht zusammenhalten!“

In das Buch schrieb er, streute Sand über die Schrift und gab es ihr. Das sei er ihr schuldig auf das Abkommen hin, das er mit ihr getroffen habe: Gedichte für Gedichte!

„Lies, mein Kind, obs richtig ist!“

Sie las ihren Namen und las, daß sie seine jüngste, schönste und verständigste Mitarbeiterin sei. Den Schluß mit der Unterschrift erfaßte sie nicht. Ihr flimmerte es vor den Augen. Daß ihr das Buch gehören sollte, begriff sie, und ihr entrang sich ein heißes „Dankschön“.

Nun fort!... Er wollte sie halten. So ein lieber Gast müsse doch bewirtet werden. Herr Graf Eduard, dem er von ihr erzählt habe, werde ihm zürnen, wenn er sie nicht zu ihm führe. Die Muhme, die Muhme! Anna stammelte Worte des Entschuldigens und strebte von dannen. An der Treppe draußen erfolgte der Abschied. Ernst und traurig redete der Dichter von einem Scheiden auf lange Zeit. In wenigen Tagen gehe sein Aufenthalt in dem stillen Waltdorf zu Ende. Weit in die Ferne führe sein Weg zu neuer Arbeit und zu neuen Pflichten. Er habe seinen Gastgebern versprochen, im nächsten Jahre wiederzukommen, und dann werde er auch sie zu finden wissen. Die Freundschaft bleibe bestehen.

Er küßte sie auf den Mund. Sie riß sich los und lief auf die Straße. Da war's ihr, als erwache sie aus einem himmlischen Traum. Vor der Tür der Muhme schlug sie das Buch auf. Lieder enthielt es — lauter Lieder. Andächtig überflog sie die Zeilen, die er hineingeschrieben hatte.

Soviel Ehre, soviel Glück...! „Hoffmann von Fallersleben“ lautete die Unterschrift. Geschwind verbarg sie das Buch in ihrem Kleide.

Mit großer Mühe nur gelang es ihr, das Erlebnis zu verschweigen. Auch in Mogwitz hat sie es still für sich behalten. In manchen Stunden freilich, angeregt durch plauderfrohe Gesellschaft, war sie in Versuchung, zu verraten, was der fremde Mann, der den Leuten als närrisch galt, für einer sei und was er ihrem Gemüt in aller Reinheit und Unschuld bedeute. Doch merkte sie zum Glück noch immer rechtzeitig, daß sie daran nicht gut getan hätte. Sie hütete sein Buch als ihren teuersten Schatz. Es war ihr heilig gleich der Erinnerung an den Kuß, den sie von einem Dichter empfing. Sehnsüchtig wartete sie auf den versprochenen Besuch, Herr Hoffmann von Fallersleben aber kam nicht mehr nach Waltdorf zu seinen Freunden, den Grafen von Reichenbach, und nie mehr hat sie ihn gesehen. Die Liebe für ihn blieb ihr eine verklärende Leuchte durchs Leben.

* * *

Viel später erfuhr die Mutter von mir, ihrem Ältesten, daß sich ihr Freund zu jener Zeit in Waltdorf als Flüchtling aufhielt, nachdem er wegen seiner „Unpolitischen Lieder“ des Amtes als Professor in Breslau enthoben worden war und zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Ich sagte ihr, wie sehr auch ich ihn liebe und wie das ganze, große deutsche Vaterland ihm für alle Zeiten ergeben sei. Das machte sie von Herzen fröhlich.

Ihr zum Gedenken schrieb ich die Geschichte nieder, die sie mir und meinen Geschwistern anvertraute. Sie tat es dem Wortlaut nach in einer Weise, die ich nicht wiederzugeben vermag, auch sprach sie in dörflicher Mundart. Aber der Inhalt ihrer Erzählung lebt unveränderlich in meinem Gedächtnis.

Die Grenzstadt Guhrau

Von Stadtobersekretär Kutzner

Guhrau gehört zu den Städten im Osten, welche durch das Versailler Friedensdiktat Schäden erlitten haben, die sich in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht im Laufe der Nachkriegszeit in einer geradezu unerhörten Weise ausgewirkt haben.

Abseits von den großen Verkehrsstraßen Schlesiens, nicht allzuweit von der polnischen Grenze, hat die Kreisstadt Guhrau ihren Standort. Als Schnittpunkt der Eisenbahnlinie Glogau—Guhrau—Bojanowo und Lissa—Guhrau—Steinau wird die Stadt als Verkehrsort erst wieder Ansehen und Bedeutung gewinnen durch eine baldige Verwirklichung der Grenzlandbahn mit der zum größten Teil im Guhrauer Kreise liegenden Strecke Fraustadt—Guhrau—Herrnstadt. Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt wird durch den Verlust des Hinterlandes nach dem früher kapitalkräftigen Osten und Norden gehemmt.

Die Stadt Guhrau hat ihren Namen von dem polnischen Worte Gora, das „Berg“ oder „Hügel“ bedeutet. Das Jahr der Entstehung Guhraus ist nicht genau festzustellen. Die erste geschichtliche Nachricht über Guhrau stammt aus dem Jahre 1150 (Bulle des Papstes Adrian IV.). Als Stadt ist Guhrau etwa gleichzeitig mit der Schwesterstadt Herrnstadt um 1290 begründet worden. Die Verleihung der Stadtrechte fällt in das Jahr 1300. Die Verleihungsurkunde befindet sich im Staatsarchiv zu Breslau. Die verworrenen Lehnsverhältnisse des Herzogtums Steinau, zu dem Guhrau lange gehörte, haben der Entwicklung der Stadt geschadet, ebenso um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Pest (der schwarze Tod). 1375 tritt eine Teilung von Stadt und Land Guhrau ein. Die sogenannte Glogauer Hälfte der Stadt ging damals auf die Herzöge von Oels über. 24 Jahre war das Guhrauer Gebiet geteilt, dann kam Guhrau ungeteilt an die Teschener Linie der Piasten. Im Jahre 1457 berichten die Glogauer Jahrbücher über einen großen Brand, durch welchen die Stadt Guhrau vollständig eingeäschert wurde. 1480 wurde die Stadt Guhrau in den Glogauer Erbfolgestreit hineingezogen. Es kam zu den Kämpfen zwischen dem Herzog Hans von Sagan, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog Kasimir von Teschen. 1481 fiel Guhrau dem Herzog Kasimir von Teschen zu. Die Reformation fand in Guhrau ziemlich zeitig Eingang (1528), da die Burggrafen von Dohna, die selbst zur neuen Lehre übergetreten waren, das Patronat über Guhrau hatten. Bischof Johann von Breslau entzog dem Burggrafen Abraham Dohna das Patronatsrecht, weil er es zum Nachteil der Kirche ausgeübt habe. Es entwickelte sich aus diesen Verhältnissen ein langjähriger Patronatsstreit, der schließlich am Ende des 17. Jahrhunderts zu einem Vergleich zwischen dem Burggrafen Karl Hannibal von Dohna und dem Rat zu Guhrau führte, wonach diese Parteien in Zukunft das Patronats- und Präsentationsrecht abwechselnd ausübten. Nach dem Aussterben der Dohnaschen Familie wurde dem Magistrat das alleinige Patronats- und Präsentationsrecht über die katholische Pfarrkirche zugestanden, das er auch heute noch ausübt. Der den höchsten Besitz der Stadt darstellende, etwa 3500 Morgen große Wald (Ober- und Niederwald) ist bereits um 1329 Eigentum der Stadt geworden. Zwei gleichlautende Urkunden, die sich auf den Besitzübergang beziehen, sind aus den Jahren 1329 und 1330 vorhanden. Das 600jährige Besitzjubiläum wurde am 15. August 1929 begangen. Zur Erinnerung an diesen Tag wurde am Ein-

gange des Oberwaldes ein Findling mit Erinnerungsaufschrift aufgestellt. Die überaus große Beteiligung an dieser schlichten Feier zeigt in deutlicher Weise, wie die Guhrauer mit ihrem Walde verbunden sind.

Im 30jährigen Kriege plünderte 1626 Graf Mansfeld, der mit etwa 20 000 Mann in Schlesien eingezogen war, Guhrau. Die Lichtensteiner Dragoner, durch welche eine gewaltsame Rückbekehrung zum Katholizismus erzwungen werden sollte, wurden auch nach Guhrau verlegt. Die Folge ihrer Gewaltmaßregeln machte sich in einer Abwanderung von Guhrauer Bürgern nach den Nachbarstädten bemerkbar. Nach den Aufzeichnungen wanderten allein nach Lissa im Jahre 1628 mehr als 3000 Guhrauer aus, die in der neuen Stadt günstige Aufnahme fanden. Auch in Fraustadt, Bojanowo, Reisen und Rawitsch suchten und fanden eine große Anzahl von Guhrauern ihre Zuflucht. Diese durch den 30jährigen Krieg herbeigeführte Ausblutung der Stadt brachten den Zerfall des Gemeinwesens. In den Jahren 1632—1635 war Guhrau von sächsischen, schwedischen und brandenburgischen Truppen besetzt. 1633 erschien Wallenstein mit 40 000 Mann in Schlesien und eroberte Glogau. Auch Guhrau hat damals Wallenstein gehuldigt. 1639—1642 war die Stadt Guhrau wieder in preußischen Händen. Der 30jährige Krieg hatte Guhrau wirtschaftlich an den Rand des Abgrundes gebracht. In einer Urkunde vom Jahre 1653 erklärte sich die Stadt Guhrau für unfähig, Steuern zu erheben und den Verpflichtungen gegenüber ihren Gläubigern nachzukommen. Am Anfange des 18. Jahrhunderts traten in Guhrau weitere Kriegswirren ein in dem Kampf, den Karl XII. mit August dem Starken führte. 1741 wurde Guhrau durch Friedrich den Großen preußisch. In den Jahren 1756—1758 hatte die Stadt im Siebenjährigen Kriege durch die Russen viel zu leiden. Am 10. und 11. Oktober 1759 fiel die ganze Stadt einem furchtbaren Brande zum Opfer, der von den Russen verursacht wurde, um Friedrich dem Großen die Möglichkeit zu nehmen, Winterquartier zu beziehen. Das gleiche Schicksal teilten die Städte Neusalz und Herrnstadt. Es sind damals in der inneren Stadt 223, in der äußeren 20 Häuser, ferner 4 Scheunen, 116 Ställe sowie das Rathaus, die evangelische Kirche, das Innere und die Türme der katholischen Kirche, die Knappenkirche auf dem Steinweg, die beiden Brauhäuser, das große Malzhaus, die Roßmühle, die alte Burg, das Stadthaus, die Kämmerei, der Schüttboden, 2 Akzisehäuser und 4 Schulhäuser dem Brande zum Opfer gefallen. Im Jahre 1776 wurden die Kolonien Mittel-, Nieder- und Ober-Friedrichswaldau gegründet. Auf Beschluß des Staatsministeriums wurde die bis zum 1. Oktober 1929 bestehende Gemeinde Nieder-Friedrichswaldau mit der Stadt Guhrau vereinigt.

Im Jahre 1802 zählte Guhrau 2790 Einwohner (1930 = 5400 Einwohner). 1806 war Niederschlesien und damit Guhrau unter der Herrschaft der Franzosen. Die Steinsche Städteordnung vom 19. November 1808 wurde in Guhrau im August 1809 eingeführt. Auf die Feier des Friedens vom Jahre 1815 geht das Guhrauer Kinderfest zurück, das alljährlich Anfang Juli als ganz eigenartige Veranstaltung in der Form eines Laubenfestes im Niederwalde begangen wird. Unweit des Festplatzes ziehen über einen Hügel 14 Kreuzwegstationen; sie nehmen ihren Anfang an einem der interessantesten Gebäude der Stadt, der hier im Bilde wiedergegebenen Fronleichnamskirche mit der 22 Stufen umfassenden Heiligen Stiege. Einzelheiten über den Zeitpunkt der Errichtung der Fronleichnamskirche fehlen. Nach kirchlichen Aufzeichnungen sollen im 14. Jahrhundert

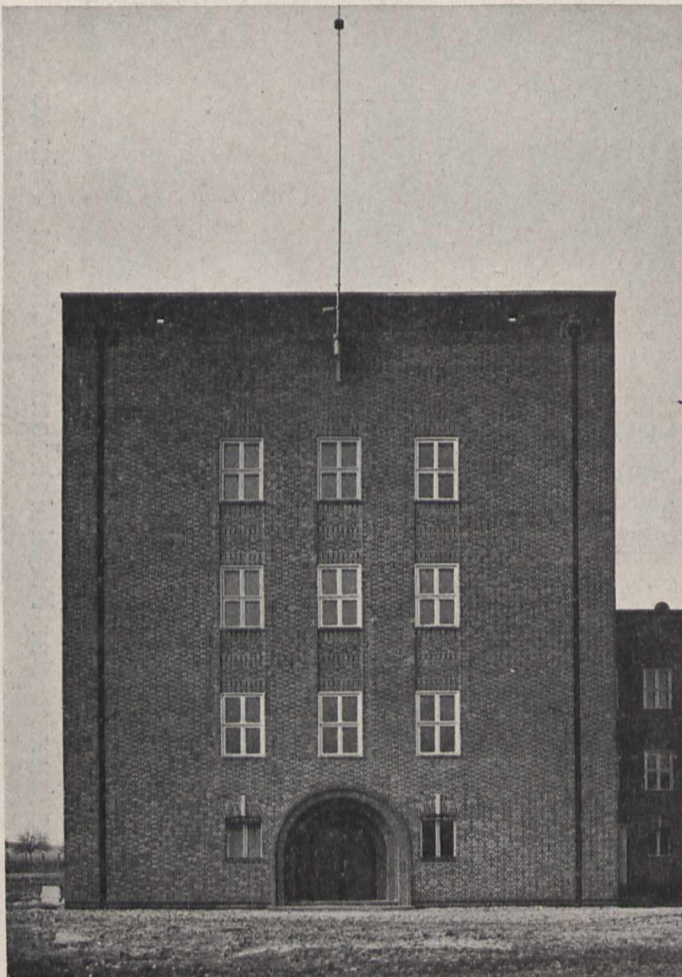


Das Innere der Fronleichnamskirche in Guhrau



Das neue Reform-Realgymnasium in Guhrau
Architekt: Dipl. Ing. Witt

Klette Photos



2 Nebenkirchen in Guhrau bestanden haben, die Fronleichnamskirche nördlich vor der Stadt im Walde und die Kirche zum Heiligen Nikolaus. Ursprünglich soll die Fronleichnamskirche Eigentum der Bernhardiner Mönche, die in der Gemarkung Kainzen ihr Kloster hatten, gewesen sein. Den wertvollsten Inhalt der Kirche bilden die holzschnitzten Heiligenfiguren, die sich zur Zeit der Aufnahme des Bildes zu Ausstellungszwecken in Breslau befunden haben und daher leider auf der hier wiedergegebenen Darstellung nicht sichtbar sind. Vielleicht

Turmfront des Guhrauer Gymnasiums

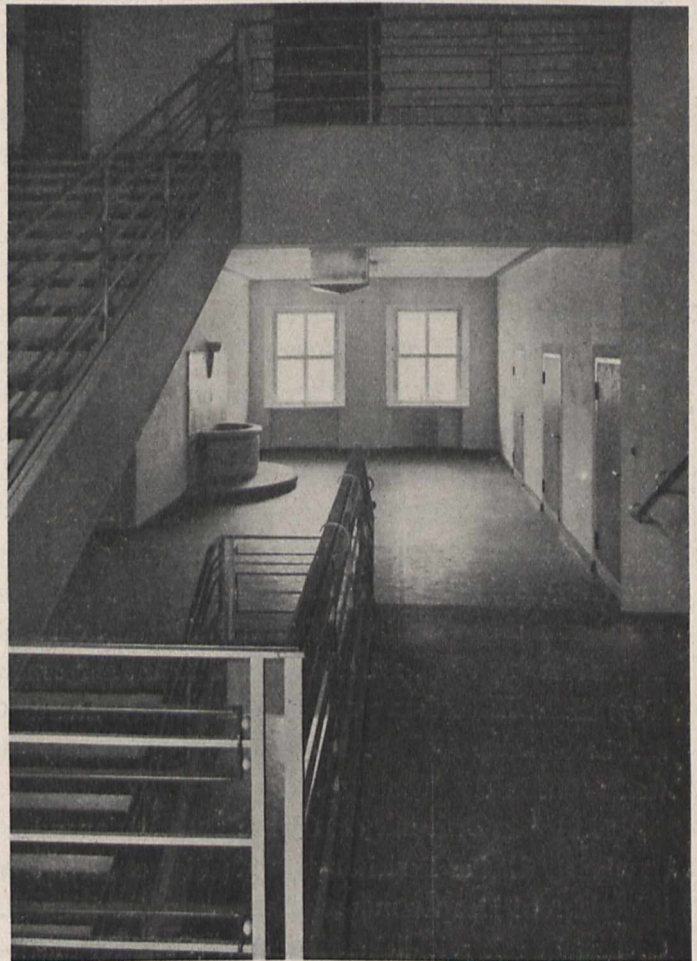
Schmuckplatz in Guhrau



gibt sich eine Gelegenheit, zu gegebener Zeit über diese Figuren eine bebilderte Einzelabhandlung in den „Schlesischen Monatsheften“ zu veröffentlichen.

Im 19. und 20. Jahrhundert hatte Guhrau keine besonderen kriegerischen oder politischen Erlebnisse. Die Stadt teilt seit dieser Zeit das Schicksal ihres Landes.

Dieser kurze Überblick über die Geschichte Guhraus, der sich auf Ziroleckis Geschichte der Stadt Guhrau (1900) stützt, beweist, daß die Stadt niemals der Schauplatz weltgeschichtlichen Geschehens



**Treppenhaus und Flur des
Guhrauer Gymnasiums**

gewesen, wohl aber besonders an den Leiden der vielen Kriege und an den Seuchen des Mittelalters ihr gerüttelt Maß erhalten hat. Dadurch, daß in Guhrau Handel und Gewerbe vollständig von der Landwirtschaft abhängig sind und die Landwirtschaft selbst sehr große Not leidet, wird die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Gewerbetreibenden weiter vermindert. Das größte Industrieunternehmen ist die Zuckerfabrik (seit 1889), die jährlich 1 bis 1 ½ Millionen Zentner Zuckerrüben zu Rohzucker und Melasse verarbeitet. Auch die Mühlenwerke (seit 1892, Dampfmühle) sind ein landwirtschaftliches Unternehmen. Die Dampfmühle verwandelt jährlich über 600 000 Zentner Getreide in Mehl. Mit der Erbauung der Dampfmühle hat Guhrau nach und nach ein für sein Stadtbild charakteristisches Merkzeichen verloren — die vielen Windmühlen, die noch am Ende des 19. Jahrhunderts die Stadt kranzartig umgaben. War doch auch Guhrau eine berühmte Windmühlenstadt, deren Erzeugnisse hauptsächlich nach Berlin gingen. Die Sage erzählt, daß 99 Windmühlen hier ihre Flügel im Winde drehten, beim Bau der hundertsten aber immer eine zerstört wurde, so daß immer nur 99 standen. Die Stadt besitzt weiterhin 2 Molkereien, 2 Brauereien, ferner Industriezweige für landwirtschaftliche Maschinen, für Wagen und Eisenmöbel. Seit dem Jahre 1927 liegt die Versorgung mit elektrischer Kraft in den Händen der Stadt. Bis dahin konnte die Bevölkerung für Leucht- und Kochzwecke nur Gas aus der in privater Hand befindlichen Gasanstalt beziehen.

Am 19. Oktober 1929 wurde — wie schon in den Monatsheften berichtet — das Schulgebäude für das Reformrealprogymnasium im Beisein des vor einigen Wochen von seinen Amte zurückgetretenen Herrn Kultusministers Prof. Dr. Dr. Becker, des Herrn Oberpräsidenten Lüdemann und von Vertretern anderer Reichs- und Staatsbehörden in feierlicher Weise eingeweiht. Mit der Einweihung dieses Gebäudes ist ein seit Jahren bestehender Wunsch der Guhrauer Bevölkerung in Erfüllung gegangen. Als eifrigste Förderer dieses mit staatlicher Hilfe errichteten Gebäudes sind die Herren Bürgermeister Glien und jetziger Ministerialrat Dr. Hoffmann, ehemaliger Landrat des Kreises Guhrau, zu nennen. Die Leitung der im Aufbau begriffenen Lehranstalt liegt in den Händen des Herrn Studiendirektors Fleck, der am Tage der Einweihung in überzeugender Weise die Aufgaben einer Grenzlandschule dargelegt hat. Der künstlerisch ausgezeichnete Entwurf des Gebäudes stammt von Herrn Diplomingenieur Witt in Königsberg, der in einem dem Bau vorangegangenen Wettbewerb als Sieger hervorgegangen ist (siehe die Abb.).

Zu nennen ist weiterhin die Errichtung einer Turn- und Stadthalle in den Jahren 1926/27 und die Einführung einer Vollkanalisation in den Jahren 1928/29. Bewußt wird jede Möglichkeit wahrgenommen, das Stadtbild zu verschönern. So ist vor kurzem auf dem Marktplatz ein Brunnen in Verbindung mit einem Beleuchtungsmast aufgestellt worden, ein anderer ähnlicher auf dem Topfmarkt. Außerdem sind an verschiedenen Stellen Grünanlagen, deren Pflege sich die Stadt zur besonderen Aufgabe macht, angelegt worden. Die Errichtung eines städtischen Wasserwerks fällt in das Jahr 1915.

Möge in dem mit dem Jahre 1930 beginnenden Jahrzehnt über der Grenzstadt Guhrau in wirtschaftlicher Beziehung ein günstigerer Stern strahlen als in den vorhergegangenen Nachkriegsjahren! Das ist nur möglich, wenn das Binnenland die hier als Kulturpionier stehende Grenzstadt mit reichlichen Beihilfen (Osthilfe) unterstützt.

Hammerschmidts „Schlesischer Coridon“ (1643)

Von Dr. Peter Epstein

Im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges ist bei aller Not und Verwüstung eines lebendig geblieben: die deutsche Musik. Erst in neuerer Zeit ist man sich klar geworden, wieviel die treue Arbeit der damaligen Kantoren und Organisten, die Tätigkeit der höfischen Kapellmeister und städtischen Kirchenmusikdirektoren dazu beigetragen hat, daß nicht nur das kulturelle Erbe aus der Zeit vor dem Kriege durch alle Wechselfälle bewahrt blieb, sondern darüber hinaus kühne Versuche gewagt und neue Wege gefunden wurden. Zu jenen Meistern, die unbeirrt um das „dröhnende Kalbsfell“ an den künstlerischen Aufgaben schufen, deren damals infolge der mächtig eindringenden italienischen Musikwelle wahrlich nicht wenige zu lösen waren, gehört auch der aus Böhmen gebürtige Andreas Hammerschmidt. Im Jahre 1612 geboren, übte er seine erste musikalische Tätigkeit in einer kleinen gräflichen Hofkapelle aus, kam dann als Dreiundzwanzigjähriger als Organist nach Freiberg, vier Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Zittau. Hier hat er von 1639 bis zu seinem Tode 1675 den größten Teil seines Lebens verbracht.

Obwohl Hammerschmidt an verhältnismäßig entlegener Stelle wirkte, hat sein Ruhm den der meisten zeitgenössischen Tonsetzer in Deutschland überstrahlt; ja selbst mit dem großen Heinrich Schütz, der am Dresdner Hofe, also an weithin sichtbarer Stätte, amtierte, hat er es zum mindesten im Sächsischen, der Lausitz und den angrenzenden Gebieten Schlesiens und Böhmens aufnehmen können, wenn die Verbreitung seiner Werke den rechten Maßstab seiner Beliebtheit abgibt. Dies erklärt sich leicht, wenn man die Art seiner Musik mit der von Heinrich Schütz vergleicht, der allerdings als Hauptvertreter der vorangehenden Generation auf Hammerschmidt selbst, wie auf alle jüngeren Musiker jener Zeit, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Aber Schütz strebte zum Großen, zur Schichtung bedeutender Klangmassen, zum ausdrucks- erfüllten Gesang, zur Dramatisierung und Vertiefung biblischer Stoffe. Hammerschmidt hingegen hatte durchaus bürgerliches Format. Seine Melodik ist trotz spürbarer Einflüsse der italienischen Monodie in erster Linie sangbar und faßlich; seine Dialoge sind wertvolle musikalische Arbeiten für zwei Singstimmen, aber weit davon entfernt, diese zu individuellen Trägern bestimmter Inhalte oder Personen werden zu lassen, wie es Schützens weitaus realistischere Kunst vermochte. Daher ward Hammerschmidt der Lieblingsmeister all derer, die seine eingängige und leicht ausführbare Musik anspruchsvolleren und problematischeren Werken vorzogen. Es bedurfte eines solchen Mannes, um den zahllosen an Teilnehmerzahl und Leistungsfähigkeit zusammengeschmolzenen Kirchenkantoreien geeigneten Singestoff zu bieten, und es ist kein geringer Ruhm für Hammerschmidt, daß er seine Rolle als Volkskomponist mit erstaunlichem Reichtum an Erfindung und stetiger Gediegenheit der Arbeit ausgefüllt hat.

Ein Musiker solcher Art mußte als Liederkomponist dem Kreis der Hamburger nahe- treten, dessen Mittelpunkt Johann Rist bildete, der erklärte Vorkämpfer der Volkstümlichkeit. In Rists „Neuen himmlischen Liedern“ ist Hammerschmidt vertreten, die „Katechismus- andachten“ vertonte er ganz. Freilich endet mit dieser Sammlung von 1656 seine Verbindung mit Rist, dem es in diesem Fall wie mit allen ernsthafteren Komponisten seiner Lieder ergangen sein mag: da ein echter Musiker nicht so bald um einer Doktrin willen auf die Errungenschaften

des kunstvollen Tonsatzes zu verzichten geneigt war, geriet einer nach dem andern in Widerspruch zu dem Fanatiker des „ungekünstelten“ Gesangs, so daß dieser schließlich Meister von Rang kaum mehr zu gewinnen vermochte. In Hammerschmidts eigenem Liederwerk, den „Weltlichen Oden oder Liebesgesängen“ (dritter Teil: „Geist- und Weltliche Oden und Madrigalien“), ist indes der Zug zur volkstümlichen Singart und einfachen Gestaltung vorherrschend. Eine nähere Würdigung dieser Lieder, jedoch ohne jede Musikprobe, hat bisher nur Hermann Kretzschmar unternommen. An die Neuausgabe einzelner Nummern ist man zweifellos im jetzigen Zeitalter der hemmungslosen musikalischen Neudrucke nur deshalb nicht herangegangen, weil von den beiden ersten Heften (1642/43) nur je ein Stimmenheft erhalten ist, das die Singstimme und den Generalbaß enthält, während der genaue Titel eine größere Besetzung nennt, die das Erhaltene fragmentarisch erscheinen läßt. Dort ist nämlich einmal von ein- und zweistimmigen Gesängen, sodann aber vor allem von einer hinzugefügten „Violina“ die Rede. Jedoch bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß von 18 Liedern im ersten Teil nur eines zweistimmig und nur zwei andere nach Belieben auch für zwei oder drei Stimmen ausführbar sind, während die 15 übrigen Lieder einstimmig und folglich in ihrem Gesangspart vollständig erhalten sind. Im zweiten Heft ist das Verhältnis so, daß von 20 Liedern 9 für 1, 2 oder 3 Stimmen, 11 hingegen bloß für 1 Stimme gedacht sind. Was die Violine angeht, so ist sie ebenso wie eine im Titel angedeutete Möglichkeit, mannigfache Generalbaßinstrumente anzuwenden, nur ein Vorschlag zur Bereicherung des Apparates. In einer Vorbemerkung wird nämlich ganz im Gegenteil gerühmt, daß diese Weltlichen Oden nicht nur „einer alleine“ singen, sondern der Sänger auch zugleich (am Klavier) die Begleitung spielen könne. Man darf nicht vergessen, daß solche Liedersammlungen, für häusliches und geselliges Musizieren aller Art bestimmt, von Natur der Ad-libitum-Besetzung zuneigen. Die hier ausdrücklich zugelassene vereinfachte Ausführung für Sologesang mit Klavier läßt fast zufällig einen Typus zustandekommen, der dann im Lied für Jahrhunderte herrschend werden sollte. Nicht viel anders mag Heinrich Albert zu seinen Sololiedern gekommen sein, die wenigstens in den ersten Bänden seiner um die gleiche Zeit erschienenen „Arien“ vorherrschend sind und ihm den Ruhm als „Erfinder“ dieser neuen Gattung eingetragen haben. Jedenfalls ist festzustellen, daß bei den Liedern der beiden ersten Hefte Hammerschmidts (das dritte neigt der Mehrstimmigkeit zu) fast ausnahmslos die erhaltene Stimme mit ihrem Baßfundament eine vom Autor selbst autorisierte Form der Wiedergabe ermöglicht. Die verlorene Violinstimme und die zweite und dritte Gesangstimme sind aber auch deswegen zur Bewertung dieser Kompositionen entbehrlich, weil nach der ganzen Struktur der Tonsätze diese Stimmen nur zur harmonischen Ausfüllung und klanglichen Bereicherung beigetragen und keine selbständige Führung besessen haben dürften, so daß sie durch den ausgearbeiteten Continuo zum guten Teil ersetzt werden.

Aus den angeführten Gründen ist die Veröffentlichung des Liedes „Schlesischer Coridon“ zweifellos zugänglich, obwohl es nach seiner Überschrift für 1—3 Stimmen komponiert ist, von denen sich nur eine, die Oberstimme des folgenden Tonsatzes erhalten hat. Einen Ersatz für die beiden Ad-libitum-Stimmen mögen die von mir hinzugefügten Mittelstimmen bieten. Sie folgen dem originalgetreu in der Unterstimme wiedergegebenen Continuo. Wer etwa in dieser Bearbeitung einige harte Zusammenklänge bemängelt, dem ist zu erwidern, daß Hammer-

Schlesischer Coridon

A. Hammerschmidt (1643)

Kät - la de - na Här - la ma - che¹⁾ daß viel Zähr - la
 mir uß me - ne O-ge²⁾ gihn, wenn ich dich bam Vieh sah stien. De - ne Og - la glän - tza
 wie die Sonn' am Län-tza, fro - ga³⁾ nich was an - der sain, wenn ich dich er - lan - gen kain.

¹⁾ Im Textdruck: macha, ²⁾ Text: Oga, ³⁾ Text: frage.

2. Dene rutha Wanga
 Mache mir Verlanga,
 Ich verliesa gantz a Muth,
 Wu du länger thust ke Gut.
 Denem Buscha mußla
 Gah ich gern a Pußla,
 Währe drumb e man Gesicht
 Os a Kase: sihst dus nicht.

3. Dene wasse Hända
 Mache daß ich schända
 Mich asu darschräcklich ab,
 Daß ich noch wol kom as Grab.
 Muß mich wol zufanna,¹⁾
 Bitterlich zuzanna,
 Daß du mit a Kühe gist,
 Mir och nich a Wort gestist.

4. Lieb ist mir nischt nütza,
 As doß ich fän schwitza
 E der kaale Winter Zeht
 Wenn mirs uff a Brust so leht,
 Krieg och wul das Friesa²⁾
 Wenn ich uff a Wiesa
 Bee dan Lämmern und bee dir
 An der Lieba starbä schier.

5. Ist das nicht der Geer,
 Daß du so viel Freer
 Hust mit Kürbla lusse gihn,
 Wirds och langa schina stihn.
 Willstu dich darbarma
 Und in mene Arma
 Dich a wenig drucka lohn,
 Besser kämstu nich darvon.

6. Was wilstu viel göckla
 Und die Liebe löckla,
 Wilst du nich (ich dars nicht sahin)
 Dich a wenig hertza lahin,
 Lass dichs nich verdrissa,
 Daß die Leita wissa,
 Buhlt doch jetzt die gantza Welt
 Niemand iß, dams nich gefält.

7. Wilstu mich nu lieba
 Und nich mehr verschieba
 Mene bitter grollge Peen,
 Su wil ich denn ega seen,
 Will och tapper singa,
 Daß der Wald saul klinga,
 Kathe, Kathe, mene Maid
 Hat mirs hönte³⁾ zudesaid.

schmidts Aufzeichnung, in der (Takt 4 und 8) selbst Quinten zwischen Singstimme und Baß sich finden, eine schmiegsamere Harmonik kaum zuläßt. „Dem günstigen Liebhaber zu Gefallen“ geben wir das Lied in einer Form, „daß es einer nicht alleine singen, sondern auch bemeldte Bässe von demselben zugleich können gespielt werden.“

Erwartet man nach der Überschrift „Schlesischer Coridon“ eine galante Schäferszene etwa im Stile Joh. Herm. Scheins, so bringt das Gedicht eine Überraschung: denn hier spricht kein aufgeputztes Herrchen, sondern ein wirklicher Viehhüter, dessen derbe Sprache dadurch noch schwerer verständlich wird, daß ihre phonetische Niederschrift offenbar höchst inkonsequent geschehen ist. Die Szene als Ganzes freilich ist zweifellos literarischer Herkunft; der humorbegabte Autor versucht die modische Schäferdichtung dadurch zu ironisieren, daß er sie auf ein echtes Schäferpaar anwendet, kann aber im Gedankengang und Aufbau nicht von der zugrundeliegenden poetischen Form loskommen. Infolgedessen kontrastieren in dem Gedicht eine bewußte Volkstümlichkeit und die dennoch literarische Formgebung, ohne daß deswegen dem lustigen Experiment Originalität und Komik abzusprechen wären. Diese Nummer geht vermutlich auch in ihrem Text auf Hammerschmidt zurück, während sonst in der Sammlung die besten Namen der zeitgenössischen Dichtung vertreten sind.

Bereits im ersten Heft der „Weltlichen Oden“ findet sich ein Gedichtpaar, das textlich als Gegenstück angesprochen werden kann, durch seine musikalische Behandlung aber einem andern Kreise zustrebt und daher hier nur gestreift zu werden braucht: der Dialog „Bauernknecht und Bauerngrete“, der im gleichen „schlesischen“ Dialekt abgefaßt ist*). Während aber dort die Vertonung eine richtige Dudelsackmusik darstellt, ist der Coridon erheblich gesitteter, und es bedarf schon eines Vergleiches mit andern Nummern der Sammlung, um zu erkennen, welche Merkmale auch der Musik dieses seltsamen Stückchens volkstümlichen Charakter verleihen wollen. Da ist einmal der von Hammerschmidts sonstiger Beweglichkeit abweichende hölzerne Rhythmus, sodann die ganz ungewohnte Homophonie, die zur sklavischen Aneinanderkettung der Singstimme und Begleitung ausartet, ferner die Eintönigkeit der Harmonik: kurz, Hammerschmidt hat sich alle Mühe gegeben, das Lied auch musikalisch der galanten Sphäre zu entrücken und es ist ihm zuzutrauen, daß er sogar die Quinten (ähnlich wie ein Halbjahrhundert vorher die Komponisten von Villanellen im Volksgeschmack) absichtlich hereingeschrieben hat. Ist somit das Lied nichts weniger als ein Beispiel der entwickelten und feinen Liedkunst, die man dem Zittauer Meister nachrühmen darf, so doch um so mehr ein köstlicher Fall bewußt volkstümlicher Gestaltung. Die Konsequenz aber, mit der in Text und Musik hier Gleiches angestrebt wird, erhebt es auf künstlerische Stufe. Die Symmetrie der zweiteiligen Form läßt an einen instrumentalen Volkstanz als unmittelbares Vorbild denken.

Der „schlesische“ Coridon spricht eine Mundart, deren Lokalisierung selbst einem Fachmann nicht leicht fallen dürfte. Zweifellos empfing Hammerschmidt aus Böhmen, dem Erzgebirge, der Lausitz sprachliche Eindrücke, die vielleicht bei der Niederschrift dieser Strophen nachwirkten. Vielleicht erbringt auch die Widmung des Heftes für die Untersuchung dieses frühen Beispiels von mundartlicher Poesie einen Anhalt; sie ist an drei Musikliebhaber der Stadt Görlitz gerichtet, in der zu jener Zeit nachweislich sehr rege gespielt und gesungen wurde.

*) Einen kommentierten Neudruck dieser beiden Nummern brachte ich in Bd XXX (1929) der „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“, herausg. von Th. Siebs.

HARRAS, DER ZIRKUSGAUL

Erzählung von Friede Gewecke (Kreuzburg OS.)

Wir geben hier einer jungen oberschlesischen Schriftstellerin das Wort

Harras weiß, daß es in seinem Leben zwei Welten gibt.

Die in Sekunden gepreßte Welt des wahren Seins ist festlich, mit vielen Lichtern besteckt und durchwärmt vom sanften Sausen unzähliger Stimmen. Sie ist ein Taumel, die Sehnsucht — das Ziel.

Alles Übrige, die andere Welt, ist nur der einfache und harte Weg dazu, der kalte Tage und müde Eisenbahnächte hat, in denen auf 120 Achsen der Zirkus weiterreist. Doch die kurze Strecke festgestampften Bodens von der bittren und heimatlosen zur wirklichen Welt durch die Länge des Stallganges, der knappe fünfzig Schritte mißt, ist bereits Lohn genug für Schimpfworte und Mühen, für Püffe, Zugluft und Flüche der endlos-farblosen Stunden.

Denn schon, wenn Bob, der Stallbursche, ihn noch ein letztes Mal abreibt, ihn sattelt, beginnt es in Harras zu rumoren. Dampf dröhnt der Erdboden vom Stampfen und Treten vieler Menschenfüße; dunkel und schwirrend hängt ein Lautgewirr in der Luft, das gedämpft durch die Zeltwände schlägt, hinter denen er steht. Er wirft unruhig den Kopf zurück und bebt, denn schmetternde Blechmusik fängt an zu lärmen. Das Zaumzeug klirrt leise. Sie drücken sich eng an die Zeltwand, weil der Gang freibleiben muß, ein erregter Tierleib und ein verstehender Menschenkörper. Bobs Stimme ist nah an seinem Ohr:

„Ruhig, Alter, ru — hig...“

Da erfüllt knatterndes Rauschen die Räume wie eine Salve von Schüssen. Aus der hohen Leere des Dreimastzeltes klingt es wie eingeschlossene, krachende Explosionen: Beifall! Und zitternd bohrt Harras seinen Kopf unter Bobs Arm.

„Schon gut, Harras — gut, mein Tier.“

Seine Hand schüttert leicht, als er ihm beruhigend über die Nüstern fährt. Denn es packt sie beide:

„Feine Sache das, du! — Ein voller Laden heute!“

Jetzt — sie hören wartend die kleinen, spitzen Schreie der rosa Reiterin aus dem mittleren Ring, wenn sie durch die Reifen springt. Sie kennen jeden Ton, jeden Laut, jeden Vorgang da drinnen. Von der linken Manege hört man kein Geräusch. Dort schluckt der Fakir nun brennende Fackeln und bläst dann Feuer aus seinem Mund, und in der rechten arbeiten die beiden Blondies in weißen Trikots und Silbergürteln, mit scharfen blonden Scheiteln über frischen und ungeschminkten Gesichtern an einem atemraubenden, sinnverwirrenden Lufttakt, daß den Menschen Eiseskälte durch alle Glieder geht. Man spürt plötzlich, daß es irgendwoher zieht — daß die kleine Reiterin aus der Mitte abgelebt aussieht und nur schön getuscht und zurechtgemacht ist — und erstarbt von neuem beim Blick zur dunklen Höhe des Zeltes, in der klein und geschmeidig wie ein anmutiger Federflaum ein Jüngling schwebt, einzig getragen von einem dünnen Stab, den ein anderer auf der Hand balanziert.

Die Masse der flackernd beleuchteten Augen, die hellen Scheiben der hundert Gesichter um das Oval des Zeltes verbergen gereizte, klopfende Herzen. Dem Fakir, den abgehenden Blondies, deren Arbeit zu Ende ist, gilt nur ein flüchtiger Blick, eine kaum gerührte Hand:

schauhungrig und -fiebrig saugen sie schon wieder das Neue auf, das mit sechs wiegenden, weißen Pferdeleibern durch den Mittelring trabt. Die Pferde schnauben dem Master dankbar und zärtlich in die Hand, wenn er ihnen Zucker reicht. Er klopft ihnen die gewölbten Häse und löst hindernde Federbüschel von Kopf und Rücken zum nächsten Spiel.

Ein scharfer Knall der Peitsche!

„Allons!“ —

Da treten die Tiere in den Ställen draußen beunruhigt das Stroh. Sogar die Rüssel der Elefanten schwanken im Gang im verschobenen, zu langsam erfaßten Takt der Musik. Hunde springen hoch und machen Salto, allein, ohne Zwang. Harras bäumt sich leicht. Sie sind schon ganz vorn; der rote schwere Samtvorhang streift wehend seine Stirn. Bob schilt:

„Du bist wohl verrückt geworden!“ — und hält ihn mit der Linken nieder, während er ihm mit der Rechten die Blesse streichelt. Das hat er gern. — Sie hören nahe und leise die Stimme des Masters: „Brav, Maja!“ — Bob schiebt den Vorhang einen Spalt breit beiseite. Die Schimmel stehen in einer Reihe und legen die Häse übereinander. Brav, Maja! sagte der Käpt'n.

„Mach's gut, Harras, daß der Käpt'n zufrieden ist.“

Da — wieder das Rauschen der klatschenden Hände, ganz nahe bei offenem Vorhang. Er wird weggerissen, und fünf Pferde stieben vorbei. Harras drängt vor, daß Bob ihn zurückreißen muß. Der Master verbeugt sich drinnen im grellen Licht der Scheinwerfer und ruft: „Maja!“ Folgsam nickt die letzte Stute dankend mit dem Kopf, scharrt rührend-hilflos im Sand und jagt dann im Karacho in den Gang hinaus.

Harras durchzuckt es wie ein Blitz. Sie — hat ihn — gestreift. Er wird sofort hoch, daß Bob erschreckt zurückspringt, und rast auf den Master zu, der ihn lachend empfängt und anhält.

„Wilde Bestie!“

Des Käpt'n Hand riecht noch nach Maja, die ihn draußen soeben im Bruchteil einer Sekunde gestreift hat in einem kalten Luftzug und mit flatternder Mähne — mit dem scharfen Reiben ihres warmen und feuchten Leibes — Maja. Sie war wie besessen. Sie hat ihn gar nicht bemerkt. Die Luft hier ist noch erfüllt von ihrem Dunst — ist auch erfüllt von dem leicht aufgewirbelten Staub der Späne, der langsam wieder zu Boden sinkt — ist erfüllt von unfäßlich vielen blitzenden Punkten in der Runde, die jetzt alle auf ihn gerichtet sind.

Das wirre Gessumm der fremden Wesen dieses Raumes, der unbegreifliche und doch vertraute Geruch, der nicht Tier heißt, das Blenden der hundertkerzigen Lampen und Krachen des Schlagzeuges stacheln den überzüchteten Araberhengst in eine ganz untierische, unnatürliche Freude, eine unbeschreibliche Lust, die ihn nicht den Rhythmus der Musik wie ein Mensch verstehen läßt, aber bald den Käpt'n, der ihm kleine Hilfen gibt zur rechten Zeit, das Tempo zu beschleunigen oder zu verhalten, zum rhythmischen Setzen der Beine, die vorläufig noch anders und triebhafter wollen. Die mahnende Stimme des Herrn wird noch überhört, das Klopfen der Peitsche am Schenkel überfühlt vor dem Sausen des tobenden, quirlenden Blutes. Der Master nickt dem Kapellmeister zu, der einen Marsch einlegt, bis Harras wieder zur Raison gebracht ist. Im langsamen Trab runden sie die Bahn.

Nun — der Käpt'n hebt die Peitsche — eine Sekunde lang ist Stille — dann — ein kurzer Ruck, ein heftiger Riß in den Weichen — und — gleichzeitig setzen Kunst der hohen Schule

und Musik ein... Harras brennt, er glüht... Schaum flockt von der Kandare. Die Sporen schmerzen nicht. Eine Dunstwolke um ihn verrät schweißnasses Fell. Er wippt, gegängelt von der erfüllten Leitung der Finger zu den Höhen einer Wonne im Rasen der wildgewordenen Hände, die ihn blind zu machen droht, und die ihm die Besinnung raubt, einer Wonne, die programmgemäß ein befehlender Paukenschlag jäh abschließt — und die draußen — unter dem Streicheln des Stallburschen Bob — langsam verebbt...

Was übrig bleibt, ist ein erschöpftes, todmüdes Tier, das für jede Berührung, jedes Reiben der klatschnassen, dampfenden Haut ein dankbares Schnauben hat und für den Terrier, der mit ihm spielen will, ein vorsichtiges Ausweichen.

Er trottet entnervt, ausgelaugt und doch unerlöst durch die Stallgänge zu seiner Box, an Zebras, Lamas, Ponies vorbei, die gleichgültig die Köpfe abwenden. Löwen und Tiger fauchen erwartungsvoll, denn sie sind erst die Nummer zweiunddreißig der Vorführung. Eine wütende Pranke bearbeitet die Gitterstäbe. Eisbären liegen mit ihren schönen, schmalen, schlangenähnlichen Köpfen auf dem Boden, knurren hinterhältig. Die Direktorin steht mit Dorn und Stachel in der Hand paillettenfhirrend vor dem Elefantenmädchen Lili.

Harras nickt trübe vorbei.

Sie lacht ihn aus: „Na, du wilde Hummel? Ist's für heute wieder mal aus?“ — und begleitet ihn.

Er steht und mahlt den körnigen Hafer.

Von der anderen Stallseite her weht ein gekannter Geruch: Maja. Aber er sagt ihm nichts mehr in der Stille der abgezäumten und kauenden Tiere. Die Innenseite ihrer Schenkel schimmert rosig, sie hat das weißeste Fell. Und doch ist sie schön nur, geschmückt, im Licht, wenn sie erregt und sinnlos wie im Feuer an ihm vorbeistiebt.

Das Scheinleben hinterher zwischen braunen Stoffwänden und Wassereimern, zwischen staunenden Menschen und ratternden Rädern der Eisenbahn, dem Surren der Dynamos und Lärmen der Transportarbeiter — es ist ein endloses, ewiges Warten — bis sich der Vorhang wieder hebt — zu einer farbigeren, der wirklichen Welt.

Am **Sonntag, den 30. März 1930** wird als dritte werbende Veranstaltung der **Schlesischen Monatsheften** die Ausstellung

Schlesisches Biedermeier

eröffnet. Abonnenten haben freien Eintritt

Arbeiten der Staatl. keramischen Fachschule Bunzlau / Abteilung Prof. A. Hennig

Von Prof. A. Hennig

Wir haben Herrn Prof. Hennig gebeten, die hier abgebildeten Arbeiten mit einigen Sätzen über die Absichten und Ziele der Unterrichtstätigkeit seiner Abteilung zu versehen.

Daß die Arbeit der Schule sich nicht auf die Hebung des heimischen Gewerbes beschränken darf, sondern alle keramischen Materiale in ihr Arbeitsgebiet gehören, ist noch nicht allgemein bekannt. Nur eine verschwindend kleine Zahl der abgehenden Schüler bleibt im Bunzlauer Kreis. Die meisten müssen den Forderungen der verschiedensten Industrien gewachsen sein, um ihr Fortkommen zu finden. Aus diesem Grunde sind die Arbeitseinrichtungen der Schule und ihr chemisch-technischer Unterricht so ausgebaut, wie das an keiner Kunstgewerbeschule auch der größten Stadt möglich wäre. Und hier liegt der Vorteil auch für die Aufgaben der Formgebung. Alle technischen Vorbedingungen sind derart, daß praktische Arbeit geleistet werden kann. Diesen Vorteilen stehen einige Nachteile gegenüber. Daß Bunzlau wenig Anregungen bietet, die dem Tempo kulturellen Fortschritts dienen, braucht nicht besonders ausgeführt zu werden. Ein weiterer Nachteil der Schule gegenüber den Kunstgewerbeschulen besteht darin, daß die Schüler Aufnahme finden ohne jeden Nachweis von Eignung und Begabung. Lediglich ein Jahr praktischer Tätigkeit wird von den Eintretenden gefordert. Durch einen freieren Lehrplan, der durch Dir. Prof. Dr. Berdel eingeführt wurde, erfolgt jedoch eine gewisse Scheidung der Studierenden in solche, die vorwiegend oder ausschließlich chemisch-technisch arbeiten, und in solche, die daneben auch Interesse für Formgebung usw. haben. Dadurch werden relativ günstige Resultate auf beiden Seiten erzielt.

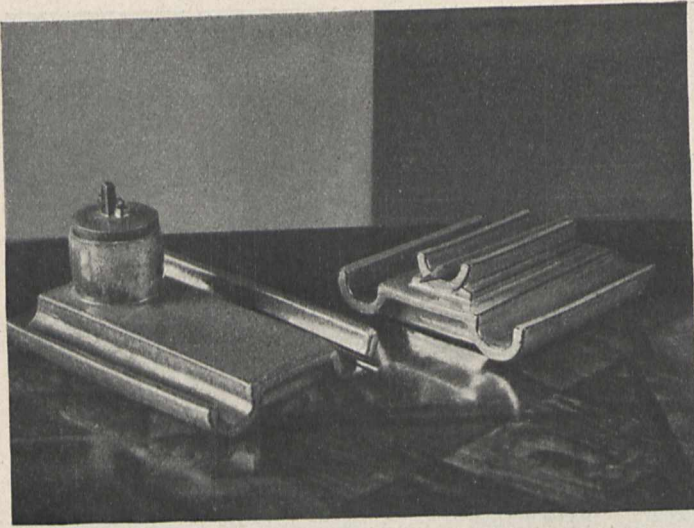
Die Abbildungen nun sollen nur einen Ausschnitt aus dem Gebiet der Gestaltung geben. Bei den Porzellanen, Bild 1—3, gilt in erster Linie die Forderung, gutes Gebrauchsgeschirr zu schaffen. Aus einer von historisierenden, ästhetisierenden Einstellungen freien Voraussetzung werden die Ansprüche des Praktischen und Herstellungstechnischen untersucht und eine typische Form angestrebt durch Ordnen der Maßverhältnisse. Da die ersten zwei Voraussetzungen nicht gleichbleibend sind, sondern entwicklungsmäßig wandelbar, für das Ordnen der Maßverhältnisse aber innerhalb vieler Möglichkeiten eine Wahl erfolgen muß, ergibt sich eine unendliche Entwicklung auch bei rein vernünftiger Grundeinstellung. Ziel ist dies: Dinge des Gebrauchs zu formen, die durch ihre Haltung neben den technischen Erzeugnissen unserer Zeit bestehen können. Der Weg ist der gleiche wie bei der neuen Architektur. Alle hier gezeigten Gegenstände sind jeweils vom gleichen Schüler von Anfang bis Ende durchgeführt, d. h. von der Zeichnung, dem Modell, und der Gieß- oder Drehform bis zum gegossenen oder eingedrehten, glasierten und gebrannten Fertigstück. So lernt der Schüler alle Stadien der Arbeit kennen und dringt in den Werdeprozeß ein.

Steingut — das zeigen die Bilder 4—6 — läßt infolge seiner Stabilität beim Brennen auch geradflächige Formen zu, die für Porzellan eine große technische Schwierigkeit bedeuten würden.

1-3 Bunzlauer Porzellan



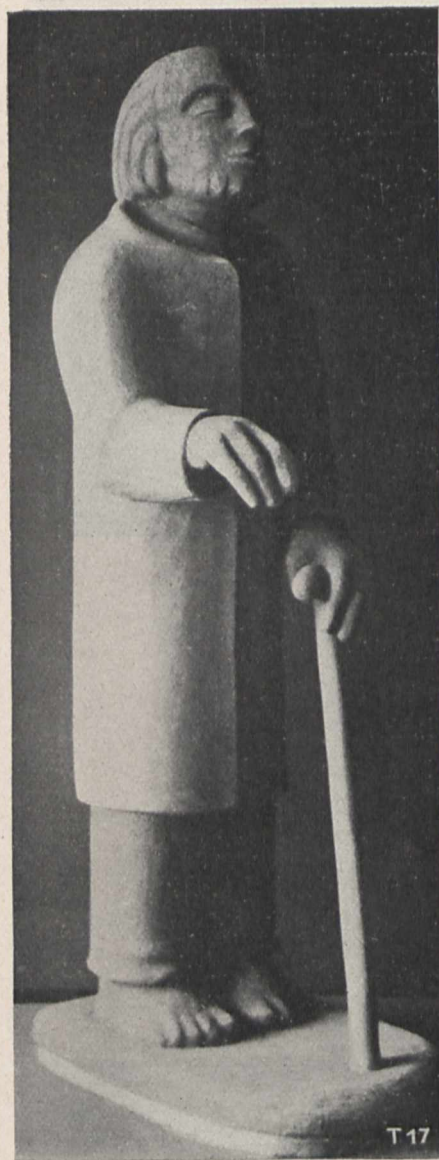
4-6 Bunzlauer Steingut



7-9 Bunzlauer Ton



Keramische Plastik der



**10 Terrakotta
Schüler Heinz Grunwald**

T 17



**11 Terrakotta
Schüler Heinz Grunwald**

T 18

120

Bunzlauer Fachschule

**12 Fayence
Schülerin Karin Polborn**



121

T 23

**13 Terrakotta
Schülerin Karin Polborn**



T 28

Bunzlauer Ton (Bild 7—9) erhält bei genügend hohem Brande Steinzeugcharakter, d. h. er wird wasserundurchlässig und eignet sich daher besonders für Gebrauchsdinge, die zugleich durch die farbige, matte oder glänzende Glasur eine gewisse dekorative Wirkung haben sollen. In Formgebung und Glasurwirkung bietet sich hier ein reiches Gebiet für zeitgemäße Entwicklung.

Fayence und andere niedrig gebrannte Materiale werden hier nicht abgebildet, einmal weil dabei die Farbe als wichtigster Faktor in der Wiedergabe nicht zur Geltung kommt und dann, weil diese neben dem Dekorativen zuneigenden Keramiken nicht so wichtig für unsere Entwicklung sind. Ausgeführt werden auch Arbeiten in diesen Materialgruppen in unserer Schule. Doch unserer Zeit entsprechend, die eine Steigerung der Qualität fordert, spielt Porzellan, Hartsteingut und Steinzeug eine viel wichtigere Rolle in der Produktion, und es ist interessant, daß, je höher der Brand und die dadurch erzielte Festigkeit des Materials steht, es sich mit technischer Zwangsläufigkeit dem Dekorativen gegenüber feindlich verhält. Je niedriger der Brand, desto größer die dekorativen Möglichkeiten, aber zugleich unvermeidlich die geringere Haltbarkeit.

Nun zu den keramischen Plastiken (Bild 10—31) noch einige Worte. Diese stehen ihrem Herstellungsprozeß nach der Töpferei näher als der Bildhauerei. Die größte Unmittelbarkeit und zugleich die stärkste erzieherische Auswirkung hat für den Keram-Plastiker der Aufbau hohler, brennbarer Originalarbeiten, denn dabei ist es nötig, alle Bedingungen des Materials, einerseits die Konsistenz und Statik des weichen, nassen Tones, andererseits die beim Trocknen und Brennen entstehenden Konsequenzen zu beobachten. Dazu gehört die Beachtung einer gewissen Gleichmäßigkeit der Wandungsstärken und der Luftzutrittsmöglichkeit zu den inneren Hohlräumen. Jede Nachlässigkeit rächt sich hier unmittelbar. Das bringt mit sich, daß bei solchen keramischen Originalarbeiten der Charakter des Materials intensiv erlebt wird, und beim fertigen Werk klar in die Erscheinung tritt. Und so ist dies bis in die Fingerspitzen dringende Gefühl für richtige Behandlung des Tones ein Moment, das jedem lernenden Keramiker von großem Nutzen sein wird. Solche Arbeiten, bei denen sich ein Instinkt für das Werkstoffgemäße entwickelt, werden nie in die Gefahr geraten, Natur nachahmen zu wollen, weil der Respekt vor der anderen Natur, nämlich der im Werkstoff enthaltenen, sich entwickelt, und so das entsteht, was man Materialstil nennt. — Es ist also die resultierende Form nicht vorher bestimmt durch eine von außen aufgezwungene Stilisierung, sondern sie wird während der Arbeit. Zumindest erhält so die Arbeit den wertvollen Grundzug der handwerklichen Ehrlichkeit.

Die handwerklichen Methoden ergeben sich aus der Zusammensetzung der Tone bzw. aus der Art der Magerung, aus der Größe der Objekte und aus der Art des Brandes.

In der Hauptsache sind es folgende Arbeitsweisen, die zur Anwendung kommen:

1. Aufdrehen eines Hohlkörpers auf der Töpferscheibe und danach plastisches Formen durch Drücken von innen bzw. von außen her. Eventuell durch Ausschneiden oder Durchstechen ein weiteres Verstärken der Wirkung zu dem noch das Auflegen von Details kommen kann.

2. Das Aufdrehen der einzelnen Teile oder Formelemente in Hohlform und deren Zusammenfügen und weiteres Behandeln wie unter 1.
3. Das Aufbauen der Arbeit aus geschnittenen oder ausgerollten Tonblättern und
4. das Zusammensetzen der Gestalten aus weichen Tonröhren, die mit der Rohrpresse hergestellt werden.

Diese Verfahren können auch kombiniert werden.

Es ist nötig, auf die Entstehungsweise keramischer Originalarbeiten hinzuweisen, denn oft entsteht durch das Nichtwissen eine falsche Einstellung beim Betrachter. Dieses Wissen aber ist so wichtig zur richtigen Aufnahme einer Arbeit, wie das Wissen von den Aufbaugesetzen irgend eines Naturgegenstandes nötig ist zur tieferen Erfassung der Erscheinung.

Für den Lernenden aber ist die Liebe zum Werk der Hand, die Hingabe an die Eigenart des Materials von höchstem Wert.

Sie bewahrt vor unschöpferischer Naturnachahmung, vor historisierender Unwahrhaftigkeit, vor Originalitätssucht und sie bündigt zügellose Willkür.

Die Malerin Käte Ephraim-Marcus

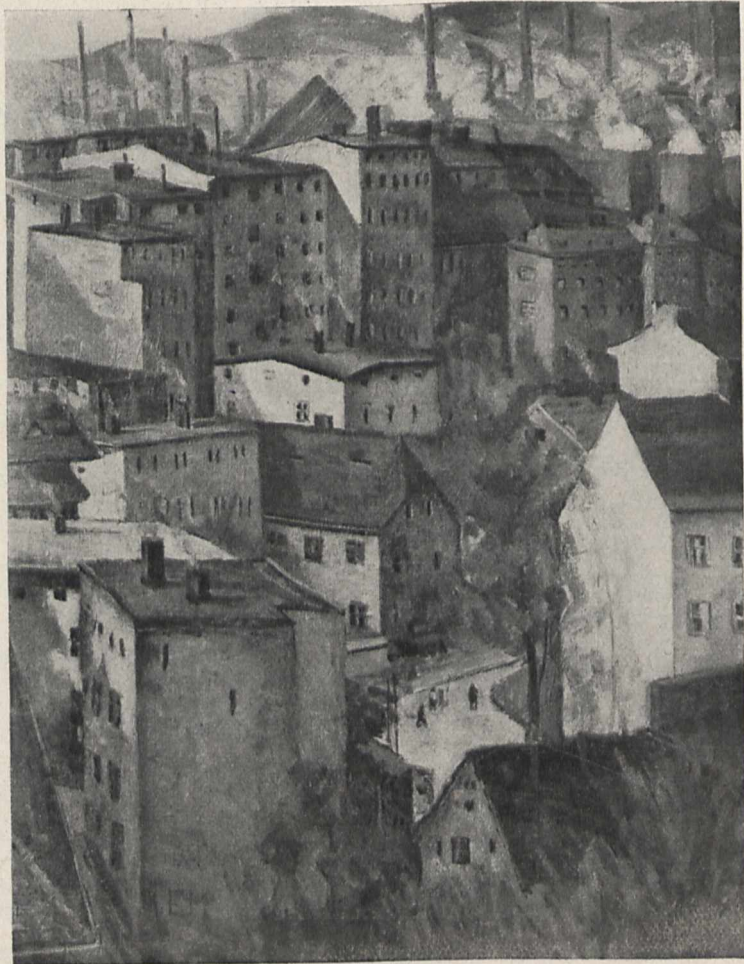
Von Bernhard Stephan

Es ist beglückend, Käte Ephraim-Marcus von Hans Thoma erzählen zu hören, dem begegnet zu sein die Entscheidung für ihr künstlerisches Leben und Arbeiten gewesen ist. In Karlsruhe hat sie sechzehnjährig — sie ist am 16. August 1892 in Breslau geboren —, den Schritt in die Kunst getan, sie begann ihn jugendlich-entschlossen bei Hans Thomas Meisterschüler Willi Münch. Aus dem Basteln, dem Märchenschreiben und Märchenmalen der Kinderjahre trat sie ganz nahe dem Traumland gütiger Menschwirklichkeit des greisen Malerdichters. Das ist eine gute Grundlage für eine Frau, die die Berufung zum Malen in sich spürt, so zuerst vor allem Kunstklüngel bewahrt zu sein, nach innen zu suchen und zu prüfen, wo das Eigene und Unverbildete sich, wie zagend oft, herausstellt! Wislicenus war ihr später ein verständnisvoller Ratgeber; er warnte sie vor den Akademien, die ihrem Wesen zuwider gelaufen wären. Nicht viel mehr wie eine Korrekturstunde macht sie bei Corinth in Berlin durch, mit Max Beckmann kreuzt sich ihr Weg. Dann aber geht sie zum ersten Male nach Paris, und später immer wieder — dort stärkt sich der Mut zu eigener Behauptung.

Vor knapp einem Jahre waren Bilder von ihr in Berlin, dann in Breslau ausgestellt, in denen der Aufbau ihrer Welt stark und überzeugend hervortrat. Vorher konnte man Bilder in einer Atelierausstellung sehen, dann noch einmal in der Breslauer Ausstellung „Das junge Schlesien“, die von den Schlesischen Monatsheften veranstaltet wurde. Es zeigte sich, sie hatte ihre Schwere, ihre angebornene, nicht die Oberfläche meinende Anschauung der Dinge bei



**1. Käthe Ephraim-Marcus:
Straße in Paris**



**2. Käthe Ephraim-Marcus:
Blick auf Waldenburg**

**3. Käte Ephraim-Marcus:
Bildnis Rappaport**



**4. Käte Ephraim-Marcus:
Knabe mit Katze**

ihrem wiederholten Aufenthalt in Paris nicht verloren. Diese Gefahr trat nicht an sie heran. Sie ging in die kleinen schmalen Straßen, die gleich neben den Boulevards liegen (Abb. 1), und malte dort die Häuser und die Menschen zwischen ihnen, enge Plätze mit Menschen auf den Bänken unter kargen Bäumen, auch einmal — auf einer Reise nach Venedig — eine stille Brücke, wo man bei den schweigend in sich gebogenen Gestalten an Daumier denken möchte, an den, der das Los der Wäscherinnen schilderte. Aber die Brücken in Paris sah sie anders, immer eine hinter der anderen, im Spiel der Bogen eine magische Architektur.

Oder ihre Bilder sind erfüllt von der blaugrünen Stimmung der Dämmerung am Seineufer, mit der hinter Bäumen undeutlich aufragenden Masse des Louvre, gelegentlich ein paar Angler dabei. Das Wasser und die Bäume, dann die Karren am Ufer — in solchen Bildern liegt etwas von einem unveränderlichen Paris, wie zeitlos festgehalten, über dem die Atmosphäre so bezaubernd steht und in dem doch die getürmten Hausklötze, von bedrohlichem Schieferblau bedacht, aus grauem Himmel fast nordisch hervorblitzen können. Sie sind klarer, gebauter, majestätischer, auch in der Erregung, als die in Unruhe verhängten Mietskasernen unseres schlesischen Waldenburg (Abb. 2) mit den dunstigen Feuern zu ihren Häupten, Straßenbilder des Elends und des Bedrücktseins, malerische Verwirrung der über die Straße hingestreuten Menschen — es scheint, als sollte die Künstlerin, die sich Käte Kollwitz in tiefer Verehrung verbunden fühlt, zum Entdecker eines ergreifenden Milieus werden, nicht Anklägerin, sondern Anschauende: „der Schnee wird alles noch trostloser machen“, sagte sie in der Absicht, im Winter dort zu malen!

Aus ihrem letzten Aufenthalt in Paris aber hat Käte Ephraim-Marcus noch das Porträt von dem Russen Rappaport mitgebracht (Abb. 3), dem Verehrer Goethes, dem Biographen von Jaurès, dem gläubig vertrauenden Propagandisten dauernden Friedens, mongolenhaft in der Physiognomie, schalkhaft, klug. Da ließ sich alles sprühend, pointiert und doch wie abgleitend im Gesicht zusammenfassen.

Die Berührung mit Paris hat diesmal die Künstlerin stärker aus dem stillen Winkel herausgerissen als sonst, aber ihre Liebe zum einfachen Wesen und zu den Dingen, auch die Freude, ist ihr auch diesmal nicht verkümmert worden. Wie hätte sonst gleichzeitig (1929) ein Kinderbild, wie das des rosa gekleideten stehenden Mädchens mit der schwarzen Negerpuppe, vor grüngrauem Grunde entstehen können oder das in feiner Heiterkeit der Empfindung freundlich sich anbietende Kinderbild emsig wichtiger Schreibseligkeit! Gern erinnert man sich an ein früher gemaltes Knabenbildnis mit Katzen (Abb. 5). Oder an Bilder von Mutter und Kind, an die Bilder mit den Geschwistern: Geheimnis und Spiel, Einsamkeit oder Zwiesprache.

Die Schlichtheit, das Unaffektierte ihrer künstlerischen und menschlichen Auseinandersetzung geben den Arbeiten von Käte Ephraim-Marcus ihre Überzeugungskraft. Ihre Wahrhaftigkeit, die sich nicht selbstgefällig täuschen mag, sichert ihrer Kunst Entwicklung. Das Ziel, das sie sich gesteckt hat, ist nicht von außen übernommen, sondern wächst mit ihr in schöner Eigennotwendigkeit.

Musik

In der augenblicklichen Notzeit steht manch eine Einrichtung des Kunstlebens im Mittelpunkt erregter Debatten; Fehler und Vorzüge eines Systems werden erörtert, kulturelle Notwendigkeiten betont, Leistungen abgewogen. So erfreulich solch aufflammendes Interesse sein mag, so bedauerlich bleibt es, wenn als Ursache erst ein Notstand eintreten muß, der die Existenz jener Institute und Einrichtungen bedroht, über die man sich in gewöhnlichen Zeiten nur wenig, allzu wenig Gedanken macht. Ein solches Besitztum, dessen Wert die Bewohner der schlesischen Hauptstadt vielleicht nicht hoch genug einschätzen, ist beispielsweise die Schlesische Philharmonie. Unbegreiflich erscheint es, wie man jetzt zuweilen Äußerungen lesen kann, die fast mit dem Tone des Bedauerns von den Verpflichtungen sprechen, die die Stadt und Provinz gegen die Orchestermmitglieder eingegangen sind. Als ob nicht ein Musiker des ersten Orchesters des Landes, der für seine Ausbildung ausnahmslos Jahre des intensivsten Studiums gebraucht hat, auf eine einigermaßen angemessene und gesicherte Lebenshaltung denselben Anspruch hätte wie irgend ein Beamter. Und als ob nicht jene jetzt von besonders eifrigen „Rechnern“ beanstandeten Verträge erst den ausgezeichneten Instrumentalkörper geschaffen hätten, auf den wir mit Recht stolz sein dürfen und dessen Qualität schon manchen urteilsfähigen auswärtigen Besucher Breslaus überrascht hat. Daß mit diesem Apparat durch eine planmäßigere Programmbildung und organisatorische Maßnahmen noch höhere künstlerische Leistungen zu erzielen wären, steht auf einem andern Blatt. Kritik an der Konzerttätigkeit der Philharmonie ist angebracht und wird auch an dieser Stelle geübt werden; aber nur der ist zu kritischer Äußerung berechtigt, der von der Notwendigkeit dieses Orchesters durchdrungen ist und der den Wunsch hegt, daß auch die große Öffentlichkeit sich dieser Notwendigkeit bewußt wird und der verderblichen Ansicht entgegentritt, daß ein Abbau kultureller Einrichtungen wirtschaftliche Vorteile bringt. Wenn Breslau eine Stadt ohne Kunstpflege und ohne kulturelle Mittelpunkte werden sollte, dann wird man im übrigen Deutschland noch weniger Verständnis dafür erwecken können, daß hier im Osten ein Eigenleben herrscht, das vielleicht stiller als im Westen sein mag, aber nicht minder rastlos an den gemeinsamen Aufgaben des deutschen Wiederaufbaues beteiligt ist.

Die Forderung ist also berechtigt, von künstlerischen Kräften nicht erst dann Notiz zu nehmen, wenn sie dem Spardiktat zum Opfer zu fallen drohen. Deswegen soll heute auch an dieser Stelle einmal die Rede

von einer Vereinigung sein, die ihre Arbeit im stillen leistet und niemals nach öffentlicher Anerkennung gefragt hat: vom Breslauer Bachverein. Nach einer langen Pause, die durch den Fortgang des unvergessenen künstlerischen Leiters Prof. Max Schneider hervorgerufen war, ist soeben mit einem Kammerkonzert eine neue Aera eingeleitet worden, die hoffentlich in ihrem Ergebnis den Vergleich mit früheren Leistungen nicht zu scheuen haben wird. Was ist geleistet worden? Zum ersten Mal hat eine größere Öffentlichkeit von der Tätigkeit des Bachvereins Notiz genommen, als Max Schneider mit dem damaligen Bachchor eines der eindrucksvollsten Konzerte im Rahmen des Breslauer Bachfestes 1922 bestritt. Jener Aufführung, in deren Mittelpunkt einer der gewaltigen mehrchörigen Psalmen von Schütz stand — zu einer Zeit, da außer Siegfried Ochs noch kaum einer sich an diese Werke herantraute, die heute im Mittelpunkt vieler Bemühungen stehen — folgten andere, die zugleich bekundeten, wie der Name Bachs, gewissermaßen als ein hohes Patronat, aufgefaßt wurde: nicht nur das Schaffen Bachs, seiner Zeitgenossen und Vorgänger ward in den Aufgabenkreis einbezogen, sondern jegliche edle Musik, für die anderwärts nicht Raum und Pflege vorhanden schien, galt als der Erarbeitung wert. So steht eine Schubertmesse, die in der Magdalenenkirche mit seltener Freude und Hingabe aufgeführt wurde, wohl noch bei vielen Hörern in frischer Erinnerung. Später trat das zu beachtlicher Leistung herangebildete Collegium musicum der Universität als Chor mit vielen Veranstaltungen in den Dienst der Bachvereinigung. Die alljährliche Wiederholung des Bachschen Weihnachtsoratoriums im unvergleichlichen Rahmen der Aula Leopoldina wurde immer aufs neue zu einer Feierstunde seltenster Art. Auch Kammerkonzerte, an denen ein Stamm vortrefflicher Künstler sich beteiligte, fanden in regelmäßiger Folge statt, und ein festliches Ereignis war es jedesmal, wenn unter Schneiders Hand ein kleines Orchester (aus den Reihen der jetzigen Philharmonie) musizierte. Die Programme kreisten um Bach, Haydn und Mozart, erfaßten aber zugleich die Kunst des 17. Jahrhunderts und der nachklassischen Zeit.

Auf die Konzerte des Bachvereins machten keine Plakate aufmerksam, über ihren Verlauf gelangte nichts in die Zeitung: und doch war die Aula oder der Musiksaal der Universität stets bis zum letzten Platz gefüllt, so oft ein Rundschreiben die Mitglieder zusammenrief, um diesen Darbietungen zu lauschen, die doch in ihrem Ausbiegen aus dem gewohnten Geleise oft als eine anspruchsvolle und schwer verständliche Kost

erscheinen mußten. Denn der Wert und die Grundlage alles dessen, was im Verlauf vieler Jahre im Bachverein in der Stille geschah, lag auf einer Ebene, die eigentlich das Feld jeglicher Kunstausübung und -empfängnis sein sollte: in einer unlöslichen Verbundenheit der Gebenden und Nehmenden. Wer an diesen Konzerten teilnahm, der ging nicht hin, um dabei gewesen zu sein, sondern weil er sich von dem innerlich berührt fühlte, was da im schlichtesten äußeren Rahmen geschah. Eine berühmte Berliner Cembalistin wunderte sich bei ihrem Auftreten über den matten Beifall nach dem Italienischen Konzert. Man hätte ihr ohne Sarkasmus die Antwort geben können, die Berlioz im gleichen Falle 1846 von einer Breslauerin erhielt: „Sie irren: das Publikum bewundert das Meisterwerk, so tief man nur bewundern kann, und wenn es nicht applaudiert, so geschieht es aus Ehrfurcht“. Gleich der Deutschen Bachgesellschaft, deren Musikfeste im Gegensatz zu dem sonst bei solchem Anlaß immer mehr überhandnehmenden „Betrieb“ eine Sammelstätte derer geliebt sind, denen es nur um die Sache geht, an der sie innerlich beteiligt sind, bildet auch die Bachgemeinde einen Hörerkreis besonderer Art.

Die Aufgaben mögen sich wandeln, die führenden Persönlichkeiten wechseln, die äußeren Voraussetzungen andere werden: solange der Bachverein seine bisherige Zielsetzung beibehält, wird er zu den wesentlichsten Kulturträgern gehören, die wir besitzen. Die Zeitverhältnisse drohen auch dieser Arbeit verderblich zu werden; ein Engagement auch nur eines Kammerorchesters von zwei Dutzend Spielern erscheint heute als Unmöglichkeit. So wird es auch hier heißen, wiederum neue Wege zu finden, um den alten Zielen treu zu bleiben. Die Kammermusik wird noch mehr als bisher in den Vordergrund treten.

Das Programm vom 28. Februar darf vielleicht als richtunggebend angesehen werden: es vereinigte einige große Namen aus dem 17. und 18. Jahrhundert und erhielt sein Gepräge durch die solistische und begleitende Mitwirkung des Cembalo. Diesen seltenen Schätzen alter Hausmusik wird in den Konzerten des Bachvereins ohne Zweifel auch weiterhin die erste Stelle gebühren, und vielleicht erwächst aus solchem Musizieren, das damit erst wahrhaft vorbildlich würde, auch manche Anregung für die Hausmusik der zuhörenden Mitglieder. Mit einer derartigen lebendigen Wechselwirkung aber zwischen Ausführenden und Publikum ist die grundlegende Wandlung dieses Publikums selbst vollzogen: aus einer passiven Aufnahme wird selbsttätige Mitarbeit, und wo dies möglich ist, da verliert das Schlagwort vom Untergang des Konzertlebens seine Bedeutung. Konzerte, die nur Vorführungen ohne lebendige Anteilnahme einer aufnahmebereiten Zuhörerschaft sind, werden und sollen verschwinden. Solange es aber möglich bleibt, viele Hunderte unter dem Namen und dem Programm eines Bachvereins zu sammeln, wird es auch ein konzertmäßiges Musizieren geben, dessen Sinn und innere Berechtigung nicht in Frage gestellt werden können.

Die Arbeit des Bachvereins wird ohne Zweifel auch weiterhin ohne Hilfe der Reklametrommel und abseits der großen Menge sich begeben. Deshalb soll auch in diesen Blättern nur dann von ihm gesprochen werden, wenn ein Wendepunkt in der Entwicklung wie heute Veranlassung gibt, das bisher Geleistete und die zukünftigen Aufgaben zu übersehen, und wenn damit zugleich Gelegenheit geboten ist, Glück auf den Weg zu wünschen.

Peter Epstein.

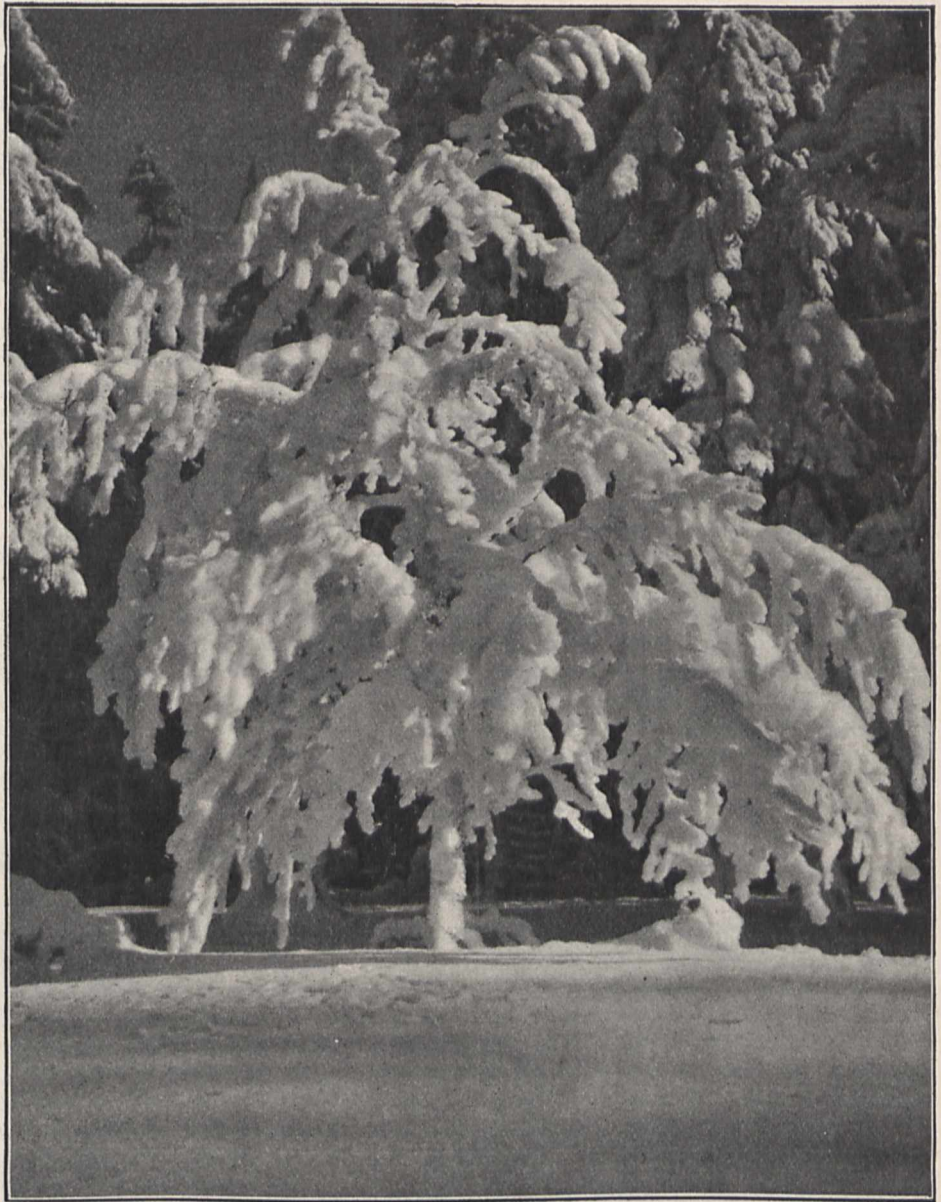
Sport

Sixdays-Nachklang. Wintersportbaisse Fußballkonjunktur in Oberschlesien

Die Sechstagerennen sind geeignet, philosophische Betrachtungen anzustellen über die Beziehungen zwischen Kapital und Sport. Die Breslauer Sportarena, die in diesem Winter Rennen veranstaltete, deren sportlicher Wert unbestritten war, Nachwuchs fördernde Rennen mit faszinierenden Kampfbildern, Tempo, Schwung, Begeisterung, schloß wie immer die Saison mit einem Sechstagerennen. Bei der katastrophalen Wirtschaftslage ein gewagtes Unternehmen, das eine große Summe aufs Spiel setzte. Der sportliche Wert dieser Rennen ist zweifelhaft, die Möglichkeit eines Skandals, der dem Radsport schweren Schaden zufügen muß, stets gegeben. Warum übernimmt die Leitung der Winterbahn dieses Risiko? Weil der Pachtvertrag es fordert, weil sonst die garantierten Abgaben für die Stadt nicht aufgebracht

werden können. Aus finanziellen Gründen muß also das Sechstagerennen stattfinden, wenn wir Wert darauf legen, die Winterbahn, Breslaus in ganz Europa berühmte Sportstätte, zu besitzen. Bei der Veranstaltung selbst ist eine der umstrittensten Fragen die der Regie. Sollen Sechstagerennen mit oder ohne Regie seitens der Direktion gefahren werden, das heißt darf man dem finanziell interessierten Unternehmer das Recht zubilligen, gelegentlich die Fahrer dahin zu beeinflussen, daß sie Jagden beginnen und dem Publikum etwas zeigen? Zweifellos hängt davon in vielen Fällen der finanzielle Erfolg der Rennen ab. Wir geben dem Direktor ohne weiteres das Recht, sogenannte „Jagdmannschaften“ zu verpflichten, die für den Sieg nicht in Frage kommen, die aber in toten Momenten vorzustößen haben, um den Kampf wieder in Gang

Rauhreif
Lichtbild von Eberhardt



Aus dem Kalender „Ostoberschlesische Heimat,“ herausgegeben v. Deutschen Kulturbund für Polnisch-Schlesien

zu bringen. So muß man wohl auch der Direktion, für die große Summen auf dem Spiele stehen, zugestehen, daß sie für Belebung auf eine Art sorgt, die nichts mit Schiebung zu tun haben darf. Sie soll das Rennen beleben, aber nicht beeinflussen. Der Kampf selbst muß stets einwandfrei sein. Erfolgt diese Belebung nicht, dann erleben wir Tumultszenen, wie am letzten Abend, wo die Sieger Buschenhagen-Van Kempen durch passives, aber einwandfreies und taktisch kluges Verhalten das Toben der Galerie entfesselten. Skeptiker kommen immer wieder mit dem alten Satz: beim Sechstagerennen ist alles Schiebung. Der Eingeweihte weiß aber, daß ein Sechstagerennen nie so läuft, wie es die Direktion will und wie es in

ihrem finanziellen Interesse läge. In Köln fand die entscheidende Jagd vor geräumter Halle in Gegenwart der erschreckten Scheuerfrauen statt, in Breslau entfesselten die Fahrer vor leerem Hause nachmittags eine der größten Jagden, die eine Stunde zwanzig Minuten dauerte und sie zur Hergabe des Äußersten zwang, bis ein Massensturz dem Toben ein Ende setzte. Direktion, Ärzte, Pfleger standen an der Bahn und rauften sich die Haare, denn stundenlange Erschlaffung mußte die Folge sein, aber es war nicht möglich, den Kampfeifer der Fahrer zu dämpfen.

So bleibt das Sechstagerennen eine merkwürdige Mischform, halb Sport, halb kapitalistisches Unternehmen. Wir müssen es dulden, weil sonst Breslaus

berühmte Sportstätte verfallen würde, und können nur dafür sorgen, daß sich sein Verlauf in den Bahnen bewegt, die dem sportlichen Anstand nicht widersprechen.

Die Leidenszeit der Wintersportveranstalter begann mit den Deutschen Kampfspielen in Krummhübel, sie hat seitdem nicht aufgehört. Verschiebungen von Wintersportveranstaltungen infolge schlechter Wetterlage bedeuten Zusammenfallen von Terminen, schlechte Besetzung, verminderte Anteilnahme von Publikum und Presse. Am schlimmsten wurde der rührige Breslauer Eislaufverein betroffen, der sich seit Jahren bemüht, Breslau im Eissport Geltung zu verschaffen. In diesem Jahre mußte er die ihm übertragenen Deutschen Kunsteislauf-Meisterschaften zweimal verschieben und sie schließlich am 16. Februar bei Tauwetter beginnen, und zwar außerhalb der Programmzeit. Ähnlich erging es Reinerz mit der Schlesischen Skimeisterschaft, die nach Verschiebungen an diesem Tage stattfand. Die gesamte außerschlesische Konkurrenz fehlte. Strischek (Reinerz) glänzte wie immer als Springer; er gehört zur Sonderklasse, deren Leistung an Artistik grenzt. Die Bilanz des schlesischen Wintersports ist also in diesem Winter: tiefste Baisse. Aber unverdrossen werden die Veranstalter, die Verbände, die Vereine die Arbeit im nächsten Winter wieder aufnehmen.

Ein erfreulicher Anstieg ist klar erkennbar im ober-schlesischen Fußballsport. Die ersten Spiele der Meisterschaftsserie brachten überraschende Siege der beiden Spitzenvereine Beuthen 09 und Preußen-Zaborze. Es ist nicht mehr wie früher, daß ein Breslauer Verein mühelos die Meisterschaft davonträgt; gleichwertige, ja überlegene Gegner sind den Breslauern erstanden. Jahrelange selbstlose Arbeit macht sich hier belohnt, und das Publikum in Oberschlesien geht mit. Die Besucherzahlen sind höher als in Breslau. Die ober-schlesische Presse setzt sich energisch für den Fußballsport ein. Im Beuthener Stadion ist eine würdige Stätte für Großveranstaltungen geschaffen worden, ein Sammelpunkt des Deutschtums. Die ansteigende Konjunktur wird von den Führern richtig erkannt und bewertet. In Breslau war die große Chance vor zwei Jahren nach dem südostdeutschen Siege im Fußballpokal. Die Möglichkeiten wurden damals nicht ausgenützt, das Interesse des Publikums schwand. In Oberschlesien versteht man das besser. Zu Neujahr spielte in Beuthen eine Mannschaft des Stade francais aus Paris, für diesen Sommer sind bereits der Deutsche Fußballklub Prag und die türkische Nationalmannschaft verpflichtet worden. Man wagt etwas und gewinnt dabei. Für den Austausch zwischen Oberschlesien und Breslau ist dieser sportliche Aufschwung von größter Bedeutung.

Fritz Wenzel.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Mehr Sachlichkeit!

Während diese Zeilen in Druck gehen, ist noch nicht vorzusehen, ob um die Monatswende der deutsch-polnische Handelsvertrag unterzeichnet oder gar schon ratifiziert sein wird. Er ist in den letzten Wochen, während er in Berlin Kabinett und Reichstag beschäftigt, aufs neue in heftigster Form umstritten worden. Für die schlesische Wirtschaft, für die er ebenso wie der fünfjährige Handelskrieg von besonderer Bedeutung ist, besteht an der Klärung der Frage, in welcher Weise er sich zum Bösen oder zum Guten auswirken wird, ein besonders berechtigtes Interesse. Sprechen wir offen und ehrlich, auf die Gefahr hin, daß mancher das als besondere Hinterlist betrachtet: Man hat sich leider, soweit sich die Debatte in der großen Öffentlichkeit abspielte, keine besondere Mühe gegeben, diesen Dingen wirklich exakt auf den Grund zu gehen. Man operiert gern mit Gefühlsmomenten dieser oder jener Art, wo gerade nüchterne Leidenschaftslosigkeit für uns besonders am Platze wäre. Es muß zu öffentlichen Mißverständnissen führen, wenn man, sowie das Beratungszimmer, in dem die unmittelbaren Interessenten, wie wir wissen, klar und sachlich miteinander sprachen, verlassen ist, draußen lediglich mit allgemeinen Redewendungen vermutete Nachteile eines

Vertragsschlusses bewußt übertreibt und dadurch manchen Befürworter des Vertrages veranlaßt, nun seinerseits zu starke Register zu ziehen.

Wir wollen hier nicht von Politik sprechen und deshalb von vornherein eine Betrachtung des in den letzten Wochen ebenfalls aufs Tapet gebrachten Thema unterlassen, ob man überhaupt mit dem polnischen Staate irgend einen Vertrag schließen sollte; ob man sich nicht aus politischen Gründen jedes Geschäfts mit diesem Nachbarn enthalten sollte, um auf diese Weise seiner Betätigung als eines politisch in Betracht kommenden Faktors aus dem Wege zu gehen, zum mindesten ihn in seiner gegenwärtigen Form nicht anzuerkennen. Wir wollen nicht von Politik sprechen und können darum auch den um das Liquidations-Abkommen liegenden Fragenkomplex unberücksichtigt lassen. Denn dieses ist, wie man allerdings, um weitere Mißverständnisse zu vermeiden, besonders betonen muß, vom Standpunkt der Grenzlandwirtschaft aus gesehen, ein durchaus politischer Vertrag zwischen Berlin und Warschau. Man scheint das manchmal zu vergessen. Es hat sich in den letzten Wochen aus der Tatsache der zufälligen gleichzeitigen Beratung der beiden Vertragsentwürfe eine merkwürdige Ideen-Verbindung „Han-

delsvertrag und Liquidationsabkommen“ gebildet, und wirtschaftliche Verbände aller Art protestieren z. B. zurzeit gegen alles beide. Was aber die Abgeltung von Liquidationsansprüchen gegen den polnischen Staat durch die deutsche Reichsregierung z. B. mit der Lage der Landwirtschaft in einem schlesischen Kreise zu tun haben, ist dem objektiven Wirtschaftsbetrachter ebenso unklar, wie denen, die eine entsprechende Resolution annehmen, falls man sie einmal auf den tatsächlichen Inhalt dieses reparationspolitischen Vertrages aufmerksam macht.

Wenn man auch jemandem, dem es wirtschaftlich so besonders schlecht geht, wie zurzeit dem Schlesier, manche unsachliche Temperamentsäußerung zugute halten muß, so sollte doch auf der anderen Seite gerade die ungeheure Depression, die auf dem Lande lastet, die Verpflichtung zu nüchternster Feststellung der Sachlage, ebenso wie der zu einer Besserung einzuschlagenden Wege verstärken. In der Landwirtschaft steht zurzeit das Roggenproblem im Vordergrund. Überproduktion und ständig sinkender Absatz haben hier zu einer schlimmen Krise geführt. Das Reich hat durch eine Neuordnung der Zollsätze eingzugreifen versucht; Roggenbrot-Propaganda soll den Konsum steigern. Aber man muß sich darüber klar sein, daß selbst der außerordentliche, mit einem Aufwand von 20 Millionen durchzuführende Versuch einer Magazinierung des Roggens nur immer einen begrenzten Erfolg haben kann. Wie man wirtschaftspolitisch auch stehen mag: es wäre im höchsten Maße bedauerlich, wenn nicht die Einsicht darüber allgemein bestände, daß es heute einfach nicht mehr möglich ist, daß das Angebot die Nachfrage formt. Der Getreideverbrauch ist ganz allgemein seit dem Kriege zurückgegangen. Nach Berechnungen der „Deutschen Mühlenzeitung“ werden heute in Deutschland 1 Million Tonnen Mehl weniger konsumiert als 1913. In Deutschland herrscht ebenso wie in Polen Überangebot an Roggen und eine im Lande selbst nicht zu befriedigende Nachfrage nach Weizen. Das sind alles bekannte Tatsachen. Sie sollten die landwirtschaftlichen Betriebsleiter veranlassen, auf längere Sicht zu kalkulieren und nicht etwa reine Konjunkturpolitik zu treiben. Daß dies noch häufig leider der Fall ist, ergibt sich deutlich daraus, daß die Roggenanbauflächen z. T. heute noch im Wachstum begriffen sind, daß — wie z. B. die Oberschlesische Landwirtschaftskammer mit Bedauern feststellt — auch auf den weizenfähigen Böden der linken Oderseite noch heute unverändert Roggen angebaut wird. Nun ist es natürlich immer wieder möglich, daß eines Tages der Roggenpreis (wie z. B. bei der knappen Ernte 1928) über dem des Weizens liegt, und immer wieder ist auch auf begrenzte Zeit zollpolitisch und durch Exportprämien eine Roggen-Valorisierung durchführbar. Das darf aber nicht über die nun einmal

als unabänderlich festgestellte Tatsache eines allgemeinen Roggenüberschusses auf dem Weltmarkt hinwegtäuschen. Die neue Agrarzollgesetzgebung beabsichtigte, die schwersten Nöte der getreidebauenden Landwirte abzumildern. Ihr Sinn konnte es nicht sein, etwa dem Getreideanbau gegenüber der Viehwirtschaft das volkswirtschaftliche Übergewicht zu geben. Und doch muß man bemerken, daß sie der begonnenen Umstellung gerade der bäuerlichen Betriebe auf die Veredelungsproduktion hin einen schweren Schlag versetzt hat.

Unserer Landwirtschaft seien als in der Methodik im gewissen Sinne beispielgebend die Gedankengänge der schlesischen Schwerindustrie — vor allem des ober-schlesischen Bergbaues — entgegengehalten. Aus Oberschlesien ist ebenso heftig von seiten der Kohlenbesitzer gegen den deutsch-polnischen Vertrag opponiert worden wie aus den Kreisen der Landwirtschaft. Bis in die letzten Tage hinein sind Protesttelegramme abgegangen. Das hat die Industrie aber doch nicht daran gehindert, seit Jahren eine durchaus klare — gerade auf die nach dem Aufhören des Zollkrieges zu erwartenden Veränderungen bewußt eingestellte — Betriebs- und Wirtschaftspolitik zu treiben. Man hat bekanntlich in Oberschlesien im Jahre 1929 einen nie dagewesenen Rekord in der Kohlenförderung erreicht und fast das Doppelte wie 1913 aus den Gruben gewonnen. Man hat die in den letzten Jahren forcierte Förderung schon jetzt abgestoppt. Man weiß hier, daß eine derartige Hochkonjunktur, wie sie die letzten Jahre brachten, nur eine begrenzte Dauer haben kann. Man ist sich selbst am besten darüber klar, daß die normale Förderung für Oberschlesien unter der des letzten Jahres liegen und etwa der Summe von 1927 entsprechen dürfte. 1927 wurden rund 2½ Millionen Tonnen weniger aus den Schächten gebracht. Das zu erwartende polnische Einfuhrkontingent wird etwa 4 Millionen Tonnen betragen. Man hat sich über seine Verteilung und seine Preisstellung schon vor recht langer Zeit geeinigt. Den Bergbau werden also unvermutete Überraschungen auch nach dem Abschluß mit Polen nicht treffen.

Man ist sich auch hier seit Jahren nicht nur theoretisch der allgemeinen Rohstoffkrise bewußt geworden. Die Gewinne, die man aus der vermehrten Förderung erzielte, verwandte man recht tatkräftig zur Durchführung von Projekten, die auf die Rohstoffveredelung, auf den Ausbau von Kokereien, die chemische Verarbeitung der Kohle im weitesten Sinne gerichtet sind. Mitte Februar begann die Gräfllich Schaffgotsche Verwaltung in Deschowitz bei Leschnitz das Gelände für den Bau einer außerordentlich umfangreichen Kokereianlage mit sämtlichen Nebenbetrieben abzustecken. Die Stickstoffprojekte der Preussag in Hindenburg sind ebenfalls jetzt spruch-

reif, und die Kokswerke und Chemische Fabriken A.G. wird, wie man aus den in der Verwaltung gehegten Plänen deutlich ersehen kann, nicht mit untätigen Händen Schaffgotsch den Kokereivorsprung lassen.

Nun ist allerdings gerechter Weise festzustellen, daß die oberschlesische Schwerindustrie, mag sie auch für den Aktionär im letzten Jahrzehnt wenig ertragreich gewesen sein, immerhin über weitaus größere und flüssigere Mittel verfügt als heute die Landwirtschaft. Sie hatte also von Anfang an sicherlich bei der Ausarbeitung ihres Wirtschaftsprogramms freiere Hand und brauchte nicht von einem Tag zum andern zu sorgen. Aber, nachdem die agrarpolitischen Dinge nun doch schon seit einiger Zeit recht klar liegen, und man nicht nur in den — als Symptome der allgemeinen Wirtschaftskrise zu wertenden — steuerlichen und Kreditschwierigkeiten, sondern auch in der nicht auf heutige Verhältnisse hin ausgewogenen Betriebsführung eine wichtige Krisenursache erkannt hat, sollte man dort, wo aus Instinkt oder Überlegung immerhin mancher Ansatz zur Umstellung gemacht ist, nicht wieder rückwärts schreiten. Man sollte nicht um eines Augenblicksgewinns willen die Augen vor der übermächtigen und durch Versammlungsreden schlecht beeinflussbaren Wirtschaftsentwicklung verschließen.

Für Schlesien bricht mit dem deutsch-polnischen Vertrag eine vielleicht entscheidend neue Wirtschaftsepoche an. Man wird sich hüten müssen, die unmittelbaren Auswirkungen des Abschlusses auf eine schnelle Besserung etwa des Geschäftsganges in der verarbeitenden Industrie oder im Handel hin zu überschätzen. Gegenwärtig ist die Konjunktur in Polen allgemein recht ungünstig, und fünf Jahre Zollkrieg haben einen großen Teil der ehemals sehr engen Verbindung mit dem polnischen Markt zerrissen. Man wird aber, ebenso wie man sich über die vermutliche Aktivseite klar ist, auch über die bei dem Geschäft zu übernehmenden Passiven sich Gedanken machen müssen, die nicht immer nur in dem Bereich von Gefühl und Stimmung bleiben dürfen. Man wird, wie das ja bei dem Abschluß des deutsch-polnischen Roggen-Übereinkommens schon ein bißchen geschehen ist, sich vor allem auch privatwirtschaftlich auf eine Verteilung des gemeinsamen Risikos in manchen Dingen einigen können. Der Augenblicksgewinn dieser oder jener Art schlägt im Wirtschaftsprozeß oft genug recht bald zum Verlust um. — Man kann es niemandem verübeln, wenn er nach dem rettenden Strohalm greift. Aber wer es mit ihm gut meint, wird ihn doch darauf aufmerksam machen müssen, daß der Strohalm keine sichernde und schützende Planke ist.

Darge.

C. F. W. Müller

Zum 100. Geburtstage am 22. Februar

Es ziemt sich wohl, des Mannes zu gedenken, der das Breslauer Johannesgymnasium 25 Jahre geleitet hat und dem unsere Stadt zu großem Danke verpflichtet ist. Er war ein geborener Magdeburger, ging zum Studium nach Königsberg, weil dort die klassische Philologie gut vertreten war, kam nach Ablegung seiner Prüfungen auf verschiedenen Umwegen zuerst an das Berliner Joachimsthal, eine Universität im kleinen, und von da 1872 nach Breslau an das neu begründete Johannesgymnasium. Dieses war eine Simultanschule, deren Begründung schwere Kämpfe mit Bürgerschaft und Ministerium gekostet hatte; Müller empfahl sich für dessen Leitung durch seine fortschrittliche und tolerante Gesinnung und hat dadurch der Schule ihren Charakter gegeben. Er war, ohne sich um theoretische Pädagogik zu kümmern, ein ausgezeichnete Lehrer, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit ganz anders wirkte, als es jemals Nurpädagogen möglich sein wird.

Dem Lehrer flicht die Nachwelt keine Kränze; aber der ausgezeichnete Gelehrte wird im Gedächtnis der Philologen fortleben. Müller hat einmal mit Energie das überaus schwierige und für die Sprachgeschichte wichtige Problem der Plautinischen Prosodie angepackt (1869—1871) und so gut gelöst, als es damals möglich

war. Das Buch enthielt eine fundamentale Entdeckung, die sich zunächst deshalb nicht auswirkte, weil sie von dem maßgebenden Vertreter der Zunft, Ritschl in Leipzig, nicht anerkannt wurde; sie kam aber 20 Jahre später doch noch zu Ehren. Ferner aber besaß Müller die größte Kenntnis des lateinischen Sprachgebrauches, deren sich vielleicht irgend ein Gelehrter hat rühmen können; in einer sich über mehr als fünfzig Jahre erstreckenden Arbeit hatte er — ein Meister in der Beschränkung — die gesamte Literatur durchgearbeitet und für seine Zwecke exzerpiert. Keine stilistische Feinheit entging seiner scharfen Beobachtung; daraus erwachsen nicht nur Monographien über Einzelheiten des Sprachgebrauches und den Stil bestimmter Autoren (Plinius d. Ä., 1888), sondern auch größere Leistungen: seine monumentale Ciceroausgabe (1878—1898), die den Text des Autors auf sichere Grundlage stellte und seine Syntax des Nominativs und Akkusativs (1908).

Müllers politische Stellung hat seine Berufung an die Universität Königsberg mehrmals verhindert; das machte unsere heimische Universität gut, indem sie im Jahre 1896 seine Ernennung zum Honorarprofessor durchsetzte. Er hat auf diese Weise auch nach dem Rücktritt vom Schulamt bis zu seinem Tode

(1. Juni 1903) noch eine kleine, aber für ihn überaus erfreuliche Lehrtätigkeit ausüben können. Die Erinnerung an den starken, treuen und geraden Menschen

lebt noch in den Herzen vieler Schüler; für unsere Stadt und Universität aber wird es ein dauernder Ruhmestitel sein, daß sie seinen Wert erkannt hat. *W.Kroll.*

Bücher

Theodor Däubler, Der Fischzug. Verlag Jakob Hegner, Hellerau, 1930.

Theodor Däublers Werk ist nur aus dem Geiste der Mystik zu begreifen. Der große klanggewaltige Lyriker bestätigt das erneut in dem Prosabande, den er soeben in einem der exklusivsten und eigenbrötlichsten Verlage Deutschlands erscheinen läßt. Die Geschichten, die hier gesammelt vorliegen, schwanken in einer eigenartigen Weise, wie sie nur mystischem Schrifttum eignet, zwischen rationaler Darstellung und Entrückung. Es ist ein ganz typisches und nicht nur äußerliches Kennzeichen, daß am Ende der visionären Gesichte und prophetischen Verkündungen ein schweres und gelehrtes Sach- und Personenregister sich befindet, das dem Leser im ersten Augenblick einen gewaltigen Schrecken einjagt, ehe er bemerkt, welche Gedankenkreise die Namen und Sachen des Registers anzeigen.

Däublers Mystik zielt auf die Wiederentdeckung eines sinnlichstarken, klassischen Griechentums, dessen Religiosität von orientalischem Geiste durchtränkt ist. Es geht um die Ergebnisse von Orphik, Gnosis und mittelalterlicher Hermetik, und an keinem Punkte verleugnet Däubler, daß er aus Triest, einem der südlichsten Punkte deutscher Kultur stammt. Aber wie sehr der Triester auch dem Griechentum verhaftet erscheint, es geht ihm immerhin um deutsche Kulturentwicklungen; nicht die Mittelmeerkultur allein, auch ihr Fortleben in spezifisch deutschem Geiste will er deuten. Und hier ist es von großer Bedeutung, daß Däublers Ahnenreihe nach Schlesien weist: Seine Mutter, Oktavia Brehmer mit Mädchennamen, war eine Breslauerin, der Großonkel Brehmer Begründer der Görbersdorfer Heilanstalten. So manifestiert sich in Däubler eine besondere Art der schlesischen Mystik; einer der vielen erscheint er so, die auf Jakob Böhmes und der Seinen Lehre zurückgehen, aber ihn hebt die Tatsache aus der Reihe heraus, daß es ihm nicht auf ein Fortführen und Neugestalten gerade der Böhmeschen Tradition ankommt, sondern auf ein Begreifen, Deuten und Formen aller der Komponenten, auf denen die spätere schlesische Mystik erst aufbaut. An dem Buche „Der Fischzug“ wird besonders deutlich, wie sehr Mystik gleichzeitig „Erlebnis“ und Verkündung, gleichzeitig Erkenntnis und Lehre ist. Das mag so klingen, als ob Däublers Bücher nur für spezifisch an mystischen Problemen interessierte Leser gedacht seien, gerade darum sei mit ernster Betonung darauf hingewiesen, daß die Lektüre den naiven Leser, der sich durch nichts als durch die Größe der Gedanken tragen läßt, packt und mitreißt.

W. M.

Es hat sich in Breslau eine Theodor-Däubler-Gesellschaft gebildet, die auf vielfache Weise für des Dichters Werk einzutreten gewillt ist. Im Rahmen dieser Gesellschaft wird Däubler häufiger in Breslau sprechen. Nähere Auskünfte über die Gründung erteilt Herr Rechtsanwalt Dr. Littmann, Breslau, Schweidnitzer Straße.

Richard Dehmel. Der Mensch und der Denker.

Eine Biographie seines Geistes im Spiegelbild der Zeit. Von Harry Slochower. Carl Reißner Verlag Dresden. 1929.

Diese Arbeit ist keine Biographie im landläufigen Sinne des Wortes, es ist auch keine literarhistorische Schrift geistesgeschichtlicher Richtung. Der Untertitel des Werkes „der Mensch und der Denker“ ist zu weit gefaßt, Slochower ist im Grunde der Mensch Dehmel als Gesamtpersönlichkeit unwichtig gegenüber dem Denker oder besser dem System der Gedanken Dehmels. Die Einleitung beschäftigt sich mit dem Wechselverhältnis von Philosophie und Dichtung und schränkt die Behandlung der Persönlichkeit gewichtig ein, wenn von „weltanschaulicher Persönlichkeit“ gesprochen wird. Die beiden Bücher, in die das Werk geteilt ist, sind überschrieben: „Metaphysik“ und „Das Weltbild“. Der erste Teil ist eine rein philosophische Arbeit, nur häufige Verzitate erinnern daran, daß es sich um Dichtung, nicht um ein philosophisches Werk handelt, das der Verfasser deutet. Unbedingt aber ist Slochower zuzugestehen, daß er seinen Stoff nach jeder Seite hin beherrscht. Selbst der wichtige Hinweis auf den selten beachteten Zusammenhang zwischen Dehmels „Urprinzip“ und der Ektropielehre des Jenaer Physikers Auerbach fehlt nicht. Die Bemerkungen über die Berührungen mit dem Hegelianismus bilden das Kernstück dieses Abschnittes. Im zweiten Teile des Buches wird Dehmels Weltbild zurückgeführt auf eine Reihe von Gegensätzen. Es sind dies wesentlich die bereits in der ersten Biographie Dehmels, die Emil Ludwig vor rund zwanzig Jahren in der Neuen Rundschau veröffentlichte, als Grundlage zur Deutung des dichterischen Werkes verwandten Antithesen, und wie bei Ludwig münden die Antithesen in einer Einheit. „Unser Zeitalter will Naturwissenschaft und Mystik vereinigen. Fechner hatte es schon früher versucht. Auch Rudolf Steiner und Alfred Döblin fordern dieselbe Vereinigung.“ Damit rückt Slochower, ohne es auszusprechen, Dehmel an die von Josef Nadler als Ostdeutsch bezeichnete Reihe heran und bestimmt den Ort von Dehmels Weltbild genauer, als es bisher geschehen. Gegen

die Form des Buches läßt sich viel einwenden. Dem strengen Philosophen werden die Definitionsversuche Slochowers nicht genügen können, der Literarhistoriker wird sich vielleicht das Wort Gustav Roethes zu eigen machen müssen, daß aus einem guten Dichter ein schlechter Philosoph gemacht worden sei. In der Reihe der Dehmel-Biographen aber darf der Mann, der mit den Mitteln philosophischer Begriffsbildung die Grundlage von Dehmels Dichten aufzuspüren trachtet, nicht fehlen.

Werner Milch.

Joseph Delmont: Krösus Vagabund. Roman. Verlag Grunow, Leipzig 1929.

Ein Abenteuerroman. Ein armer Junge, der durch die ganze Welt gewirbelt wird: Amerika, Fremdenlegion, Australien, Goldgräber, genialer Betrüger, Reichtum, Glück und Liebe. Alles aus Wut, weil ihn mal ein Mädels betrogen hat. Und weil er arm ist und andere reich. Es könnte sehr schön sein. Nur das Deutsch, in dem das alles erzählt wird! Ich dachte zuerst, es sei vielleicht eine schlechte Übersetzung. Delmont ist aber Deutscher. „Kein Leids hätte er ihr getan, wenn offen sie ihm gestanden, daß einen ändern sie liebe.“ Oder: „Wenn du nach dem Liede auf Deck kommst, erhältst du einen Kuß.“ Erinnert das nicht ein bißchen an die gute Frau Courths-Mahler? Ach Gott, das ganze Buch erinnert an die gute Frau Courths-Mahler. Dieser Held, der so schrecklich unglücklich und so schrecklich faszinierend ist. Zuletzt sitzt er da mit vier Frauen, von denen er natürlich, edel und anständig wie er ist, nur eine heiratet; aber die ändern sind selig, ihr ganzes künftiges Leben hindurch dieselbe Luft mit ihm atmen zu dürfen. Und olle ehrliche Seebären, die ihr ganzes Leben lang gesoffen haben, trinken nie wieder einen Tropfen, wenn er ihnen nur fünf Minuten lang gütlich zuredet. Man könnte so etwas natürlich mit Stillschweigen übergehen, aber Delmont wird von vielen als „der“ deutsche Abenteuerdichter gepriesen. Nun, es gibt viele, die Courths-Mahler gern lesen; es wird auch viele geben, die Delmont gern lesen, nur „Dichter“ sollte man ihn wirklich nicht nennen. Dieser „Krösus Vagabund“ wenigstens ist nichts als ein ziemlich zähflüssiger Brei von willkürlich erdachten Unwahrscheinlichkeiten, falscher Psychologie, Sentimentalität und ein paar banalen sozialen Phrasen. Ein Roman ist doch kein Kinostück. Delmonts Schilderungen aus fremden Ländern wirken wie schlechte Atelieraufnahmen. Ein Reisender ist noch lange kein Dichter.

A. V.

25 Jahre Piper-Verlag 1904—1929. München 1929.

Dieser reich illustrierte Almanach weist die ganze kulturelle Bedeutung des großen Verlages auf. In kleinen Proben werden die von ihm herausgegebenen Bücher und Drucke anschaulich gemacht und diese Auswahl ist mit feinstem künstlerischem Geschmack getroffen.

Ludwig Levisohn: Das Erbe im Blut. Paul List-Verlag, Leipzig.

Die Geschichte einer jüdischen Familie durch vier Generationen. Sie behandelt die schweren Probleme der Judenfrage und regt in dieser Richtung stark zu eigenem Denken an. Die Lösung, die hier gefunden wird, ist wahrscheinlich aus schwerem Erleben des Autors geboren, verständlich, aber durchaus nicht allgemein. Alles wohl etwas zu intellektuell und tendenziös gegeben, aber durchaus interessierend.

A.

150-Jahrfeier der Luisenschule Görlitz. Festschrift. 84 S.

Die älteste öffentliche höhere Mädchenschule Schlesiens ist die Stammutter der Breslauer Augusta- und Viktoriaschule, die frühere Magdalenische Jungfernschule, die 1767 eröffnet wurde. Als zweitälteste derartige Anstalt konnte die städtische Luisenschule in Görlitz im September d. J. ihren 150. Geburtstag feiern. Sie wurde 1779 auf Grund einer Stiftung der Landesältesten Christiane Luise von Gersdorff, geb. von Hohberg, als das „von Gersdorffsche Frauenzimmer-Institut“ gegründet und ist nach einer sehr reich bewegten Geschichte allmählich zu einer neuzeitlichen Bildungsstätte, jetzt Lyzeum mit Oberlyzeum und Studienanstalt geworden. Wie diese Geschichte im einzelnen verläuft, hat Studienassessor Dr. Friedrich Pietsch in der Festschrift eingehend und liebevoll dargelegt und damit einen sehr schätzenswerten Beitrag zur schlesischen Schulgeschichte geliefert, der übrigens in seiner Bedeutung für das Mädchenbildungswesen weit über die Grenzen unserer Provinz hinausgeht. Durch eine Anzahl gut gelungener Bilder — Wiedergaben alter Porträts und mehrerer Gebäudezeichnungen von Engelhardt-Kyffhäuser — hat das Buch auch künstlerischen Wert gewonnen.

H. J.

Fritz Lion. Dämon Morphium. Horen-Verlag, Berlin, Grunewald 1929.

Wer hat ihn nicht noch in Erinnerung, den kleinen Lion, der so frisch und vergnügt über die Bühne des Lobe- und Thaliatheaters wirbelte und mit seinem quellenden volkstümlichen Humor die Hörer zu lautem Lachen brachte. Eigentlich hatte er sich die Verkörperung tragischer Gestalten zum Ziel gesetzt, denen aber seine Statur hemmend entgegenstand. Und auch das Schicksal hat seinem Leben mehr eine tragische Rolle zugebracht, wenigstens für die Zeit, als er sich der Leidenschaft des Morphioms verschrieb. Diese Leidenschaft, ihr langsames, fast zufälliges Entstehen, ihr immer rascheres Fortschreiten bis an den Rand des Verderbens und die leidensvolle Befreiung an der Hand eines klugen und hilfreichen Arztes hat nun Fritz Lion in einem Buche beschrieben, das man mit wirklicher Spannung wie einen Roman liest und dazu noch mit dem Bewußtsein, Einblick in ein wirk-

liches Menschenschicksal zu gewinnen, das sich ehrlich und ohne jede Retusche darbietet. Das Buch, von Professor Liepmann mit einem Vorwort versehen, besitzt

zudem seinen aufklärenden Wert als ein Warner und Wegweiser für alle diejenigen, die dem „Dämon Morphium“ verfallen sind.
F. L.

Dichtung und Wahrheit um Johann Christian Günther

Neue Ergebnisse und Pläne.

Johann Christian Günther gehört seit je zu den Dichtern, die mehr zitiert als gelesen werden. Noch ist keine kritische Ausgabe des Gesamtwerkes vorhanden (die Forschung stützt sich jetzt vorzüglich auf die Arbeiten von Litzmann und Enders, die schon älteren Datums sind), und auch sonst ist die Beschäftigung mit dem Dichter von literarhistorischer Seite schwächer, als es angesichts von Günthers Ruhm zu vermuten wäre. Um so intensiver hat sich die Belletristik in letzter Zeit der Gestalt des Dichters bemächtigt. Ohorns Roman „Christian Günther“, ein wenig primitiv in der Linienführung und nicht immer glücklich in der Benutzung der Quellenschriften, ist hier weniger zu nennen als Robert Hohlbaums 1921 (im gleichen Jahr mit Ohorn) in München erschienener saftig-kräftiger Roman „Der wilde Christian“. Hohlbaum, der mit diesem Buche wie auch durch seine (im gleichen Jahr und im gleichen Verlage) erschienene Auswahl von Gedichten Günthers bezeugt hat, daß er gleichzeitig als gelehrter Kenner ostdeutscher Dichtung, gleichzeitig als Gestalter im Sinne schlesischer Tradition angesehen sein will, hat über Erwarten rasch Nachfolger gefunden; vor kurzem ließ Enrica von Handel-Mazetti ein eigenartiges, hier schon besprochenes Christian-Günther-Buch erscheinen (1928 bei Kösel u. Pustet, München), das das Schicksal des Dichters in barocker Manier in ein Bekenntniswerk autobiographischer Art einschließt. Weniger glücklich waren die dramatischen Bearbeiter. Der junge Hamburger Dichter W. H. J. Maass hat in seinem „kleinen dramatischen Gedicht in sieben Bildern“ (bei Englert & Schlosser in Frankfurt 1925) vielleicht am ehesten den eigentümlichen Reiz, geschichtliches und nicht zeitgebundenes Gut zu einen, gespürt.

Die Wissenschaft hat sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre ein wenig von der Beschäftigung mit Günther zurückgehalten. Heckel in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“ zitiert in seinem Literaturverzeichnis nur eine Schrift, die später als 1910 erschienen ist, und zwar den schönen, geistreichen und blutvollen Aufsatz Wilhelm von Scholzens im dritten Bande der „Schlesischen Lebensbilder“. Stellen diese beiden Aufsätze, Heckels geistesgeschichtlicher Abriss in seinem großen Werke und Scholzens Lebensbild, die einzigen zusammenfassenden Arbeiten über Günther unter modernen Aspekten dar, so genügt es im Grunde, bei einer Übersicht über Einzelforschungen einen Namen zu nennen, den des Breslauer Adalbert Hoffmann. Der Vollständigkeit halber sei vorher auf eine nur im

Auszug gedruckte Bonner Dissertation von Arnold Stelzmann hingewiesen, die den Titel „Volkstümliche Elemente in der Lyrik Johann Christian Günthers“ führt. Weiterhin ist der Bibliographie Günthers, die Hoffmann soeben vorlegt, zu entnehmen, daß eine kritische Ausgabe der Werke, eine größere monographische Arbeit und die Veröffentlichung neuer Funde über Günthers Vaterhaus aus der Feder Wilhelm Krämers bevorstehen. Soweit die 1928 in der Zeitschrift „Euphoriion“ erschienene Vorarbeit ein Urteil zuläßt, ist die schwierige Aufgabe einem berufenen Sachkenner anvertraut. Die Kernstücke unter Hoffmanns zahlreichen Publikationen sind die Auswahl der Gedichte vom Jahr 1912 und die soeben erst erschienene Bibliographie. Um sie ranken sich eine Fülle von Einzelarbeiten, teils strengerer Art, wie „die Wahrheit über Christian Günthers Leonore“ (bei Priebatsch, Breslau) oder „die Wandlung in Christian Günthers Lebensbilde“, teils mehr populärer Natur, wie die als Christian-Günther-Brevier gesammelten Editionen und Arbeiten. Gerade weil angesichts des Mangels an Facharbeiten wie auch um ihrer Ergebnisse willen die Schriften des Heimatforschers Hoffmann nicht hoch genug bewertet werden können, muß es gestattet sein, an sein letztes großes Werk mit den Maßstäben ernster Kritik heranzugehen und es als Mißlingen zu bezeichnen. Die erste und wesentlichste Aufgabe einer Bibliographie, genau zu sein, erfüllt diese Schrift (Selbstverlag; in Kommission bei Priebatsch, Breslau) nur unvollkommen. Nur aus dem Abschnitt „Neue Forschung“ sei ein oberflächliches Register von Ungenauigkeiten notiert. Die Dissertation Krämers wird zweimal mit genau dem gleichen Titel, aber verschiedenen Anmerkungen geführt (Nr. 374 und Nr. 393). Der Name desselben Verfassers wird (Nr. 401) „Krümer“ geschrieben. Heckels schlesische Literaturgeschichte führt nicht den Titel „Zur Geschichte...“ Bei Nr. 339 fehlt der Titel. Die Breslauer Verlagsfirma (Nr. 309) heißt M. & H. Marcus. Der nur mit Initialen zeichnende Verfasser, der in der Anmerkung zu Nr. 270 genannt wird, heißt Strasser. Nr. 276 steht Silberbart statt Silbergleit. Zu diesen Ungenauigkeiten in der Schreibweise treten Unklarheiten in der Anordnung. Rezensionen werden manchmal als Anmerkung, manchmal als einzelne Nummer vermerkt. Allgemeinere Schriften, die einiges über Günther enthalten, werden hie und da, aber nicht konsequent notiert. So wird Witkops Werk über die deutsche Lyrik genannt, Ermatingers entsprechende Schrift jedoch fehlt. Manchen Autorennamen wird überflüssiger-

weise der Dokortitel hinzugefügt, meist fehlt er.

Das Verzeichnis der Neudrucke ist unübersichtlich, da manchmal Günther, manchmal der Herausgeber an erster Stelle (als Stichwort) genannt ist. Die Sternchen, die den Leser auf besonders wichtiges Material aufmerksam machen sollen, erscheinen, was sonderbar anmutet, wenn es auch gerechtfertigt ist, zumeist bei des Bibliographen eigenen Arbeiten. Unangenehme Druckfehler, wie „Torni“ statt „Tomi“ (Ovids Verbannungsort) lassen sich nicht verschweigen, da sie in allzugroßer Menge auftreten. So muß das Unternehmen Hoffmanns, so verdienstlich der Gedanke einer Günther-Bibliographie an sich ist, als in vielen Stücken nicht geglückt angesehen werden. Doch beeinträchtigt die mangelnde Akribie dieser einen Schrift nicht Bedeutung und Wert der mannigfachen

Arbeiten Adalbert Hoffmanns, die Jahre um Jahre ernste Mahner gewesen sind, Zeichen, daß hier für viele junge Kräfte in der Literaturgeschichte noch Arbeitsfeld brach liegt.

Werner Milch.

Adalbert Hoffmann. Christian Günther. Unbekannte Briefe. Zeugnisse seines Fleißes. Gegen die Schuldflüge. Späte humoristische Epigramme. Breslau, Priebatsch (1929). 16 S.

Dies ist die zweite Gabe der von Hoffmann gegründeten Günthergesellschaft. (Über die erste s. Hft. 9, S. 408). Den Inhalt gibt der Titel an. Es sind einige neue Zeugnisse zur Lebensgeschichte des Dichters, denen der Verfasser noch ein paar Gedichte aus seiner früheren Güntherschriften beigelegt hat. Auch eine Anzahl sachlicher Erläuterungen zur Klärung von Orts- und Personenfragen werden dargeboten. H. J.

Mitteilungen der Vereine

Verein für Geschichte der bildenden Künste

Jahresbericht 1929—1930.

1. Vorträge wurden gehalten am
11. 1. 29: Frau Valerie Arlt: Die Felsenhöhlen von Yuengang, Chinas älteste Steinskulpturen.
25. 1. 29: Herr Kunstmaler H. Tüepke: 13 Monate in Oberägypten und Nubien. Erlebnisse und Beobachtungen.
12. 2. 29: Fräulein Emmy Haertel: Der russische Maler Alexander Ivanow, ein Zeitgenosse der deutschen Nazarener.
26. 3. 29: Tagung mit dem Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche: Herr Pastor Dr. Blümel über das Abendmahl des Leonardo da Vinci.
26. 11. 29: Herr Professor Dr. Weege: „Wunder der antiken Technik.“
2. 12. 29: Tagung mit dem Schlesischen Altertumsverein und dem Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche: „Die Breslauer Hedwigslegende von S. Bernhardin und ihre Wiederherstellung“.
10. 12. 29: Frau Valerie Arlt: „Über chinesisches Porzellan.“

Alle diese Vorträge wurden durch zahlreiche Lichtbilder erläutert, sie erfreuten sich eines zahlreichen Besuches seitens der Vereinsmitglieder und deren Gäste.

2. Der Verein zählt 104 zahlende und fünf Ehrenmitglieder; der Vorsitzende forderte die Gäste mehrere Male auf, dem Verein beizutreten, und die Mitglieder, auch ihrerseits zu werben.
3. Herr Professor Robert Becker, das Ehrenmitglied unseres Vereins, hat mehrere seiner Schriften über Reinerzer Altertümer den Mitgliedern durch

den Sekretär übersenden lassen, wofür ihm auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen wird.

4. Der Verein hat es für seine Pflicht erachtet, selbst Mitglied des Germanischen Museums in Nürnberg zu werden.
5. Es wird nochmals in Erinnerung gebracht, daß der hiesige Kunstverein zu seinen Veranstaltungen den Mitgliedern unseres Vereins halbe Eintrittspreise gewährt.
6. Der Verein gedenkt auch hier des Ausscheidens seines treubewährten Vorstandsmitgliedes, Herrn O. Degenkolb; mit dem herzlichsten Dank für die unermüdlichen und vom besten Erfolg begleiteten Dienste als Kassenwart gibt sich der Vorstand der Hoffnung hin, seine Gesundheit möge es ihm gestatten, frei von der Bürde des Amtes zum besten des Vereins wirken zu können. Als sein Nachfolger wird Herr Prokurist Otto Gerner gewählt.

gez. Prof. Dr. F. Weege.

gez. Dr. phil. Gotthold Prausnitz.

Künstlerbund Schlesien.

Die Generalversammlung des Künstlerbund Schlesien fand am Donnerstag, den 30. Januar, im Hotel „Stadt Rom“ statt. Nach Entgegennahme des Jahres- und Kassenberichtes wird in die weitere Tagesordnung eingetreten. Der langjährige 1. Vorsitzende, Herr Professor D. h. c. von Gosen, tritt nach 20jähriger lebendiger Arbeit für den Künstlerbund von seinem Amt zurück und wird einstimmig mit großem Beifall zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Professor Alexander Kanoldt übernimmt, durch die Versammlung gewählt, den Posten als 1. Vorsitzender. Weiter wird beschlossen, im späten Frühjahr das „Fest im Schloß“ zu veranstalten.

JUGEND UND HEIMAT

Die Fliege.

Von Ernst Schenke.

In der kürzlich im Heege-Verlag (Schweidnitz und Breslau) erschienenen, von H. Chr. Kaergel herausgegebenen Gedichtsammlung „Schlesisches Lachen“ finden sich das hier folgende lustige Gedicht:

Ei derr Wiege loag is Kolla,
Hotte seine Guckla zu,
Aber uff'e hott's is Molla,
Und doo loag's und schlief's asu!

Über Kollas senner Wiege —
O, wie woar doas wuunderschien —
Flug 'n kleene schworze Fliege
Immer har und immer hien.

Und doo brummt se und doo summt se,
Und doo ducht merrsch ins ju glei,
Jitz eis Molla voo dam Kolla
Summt se groade mitta nei.

Und nu goar doas Mißgeschicke —
Och du orme Fliege du —
Eim damsella Ogablicke
Kolla macht is Molla zu.

Mit 'm Zingla
Hoot is Jingla
Sich dernoo noch hübsch belackt,
Weil die Fliege
Ei dar Wiege
Und hoot roasnig gutt geschmackt!

Bist du schlagfertig?

Aus der frischen, empfehlenswerten Jugendzeitschrift „Unser Schiff“ (Francksche Verlagshandlung, Stuttgart, monatlich zwei Hefte) geben wir hier eine Probe, die gewiß interessieren wird:

„Was tust du, wenn . . .“

Bist du schlagfertig? — Weißt du dich in jeder Lebenslage zu benehmen? Also, was tust du wenn

1. du etwas gefragt wirst, während du den ganzen Mund voll hast?
2. du die Uhr eines anderen kaputt gemacht hast?
3. du auf einer Wanderung ein Feuer machen willst und entdeckst, daß du die Zündhölzer vergessen hast?
4. du in der Straßenbahn fährst und merkst, daß du kein Geld hast?
5. du allein auf einem Feld bist, während ein Gewitter ausbricht?
6. eine alte und gebrechliche Frau dich nach dem Weg fragt und du selbst keine Antwort geben kannst, aber auch sonst niemand in der Nähe ist?

Da wir die Wichtigkeit solcher Schlagfertigkeitübungen sehr hoch einschätzen, möchten wir heute von uns aus auch einige solche Fragen stellen:

1. Was tust du, wenn man schlecht von deiner Heimat spricht?
2. wenn ein Mann an der Entree tür klingelt, der dir nicht ganz heimlich auszusehen scheint?
3. wenn dein kleiner Bruder auf der Straße angefahren wird?
4. wenn es bei einem Geburtstagschmause etwas gibt, das du sehr gern issest, aber du bist bereits satt?
5. wenn du eine schlechte Zensur hast?
6. wenn in der Klasse jemand einer Tat beschuldigt wird, die du getan hast?
7. wenn ein gänzlich Fremder dich auf der Straße anspricht und dich einlädt, zu sich zu kommen?
8. wenn Kinder auf der Straße einen Kleineren schlagen?
9. wenn du auf der Straße ein goldenes Armband findest?

Antworten auf

„Frag mich noch was Schlesisches“

in der letzten Nummer.

1. Michael Willmann
2. Neisse
3. An zweiter Stelle
4. Bauden
5. In Frankenstein
6. Die Heilige Hedwig in Trebnitz
7. Basalt
8. Hoffmann von Fallersleben
9. Schlagende Wetter sind ein Gemisch von Grubengas mit atmosphärischer Luft, das nach Entzündung an der offenen Lichtflamme oder durch Gaseinwirkung zu gefährlichen Explosionen führt.
10. Käthe Kruse
11. Bei Ratibor
12. Angelus Silesius und Jacob Böhme
13. Pusch
14. Eichendorff
15. Agnes Sorma
16. In Schmiedeberg
17. In Kreuzburg OS.
18. Menzel
19. In Zillerthal
20. Die Kirche Wang aus Norwegen
21. Wilhelm Häring
22. Gottschling (Brieg).

Schlesisches Himmelreich

Menzel-Anekdoten.

Zur Erinnerung an seinen 25. Todestag.

Menzel hat nie Porträts schöner Frauen gemalt, da diese nach seiner Meinung vom Künstler als Wesen aus einer anderen Welt angesehen sein wollten. Für ihn aber war Objektivität des Künstlers oberstes Gesetz. „Oder“, fragte er Paul Meyerheim, „siehst du dir denn ein weibliches Krokodil mit anderen Augen an als ein männliches?“

„Wissen Sie, liebe Marie Barkany“, sagte Ende der neunziger Jahre in Kissingen Herzog Alfred von Coburg (Vater der Königin Maria von Rumänien) zu der gefeierten Schauspielerin († 1928), „ich beneide Sie nur um eines: um die Bekanntschaft mit Menzel. Kaulbach hat unlängst ein Gruppenbild meiner Töchter gemalt (die Prinzessinnen waren bekannte Schönheiten), und ich hätte zu gern Menzels Urteil darüber. Wenn ich ihn einlade, sagt mir der alte Grobian womöglich ab. Sie tun mir einen großen Gefallen, wenn Sie Menzel für eine Tee-Einladung gewinnen.“ — Gesagt — getan. Was der regierende Herzog nicht riskierte, das gelang der schönen Künstlerin. Menzel nahm an, und so wanderten die „kleine Exzellenz“, Marie B. und deren Schwester Emma eines Nachmittags zum Herzog zum Tee. Der Hofmarschall empfing die Gäste im Vorzimmer, und Marie Barkany, ihrem Vorrang als Dame entsprechend, will als erste den Empfangsalon betreten. Wer beschreibt ihre Verblüffung, als plötzlich Menzel mit Riesenschritten als erster an ihr vorbei ins Zimmer stolziert, wobei er kategorisch erläutert: „Jetzt kommt erst die Exzellenz!!!“ Man sitzt bereits über eine Stunde beim Tee, und noch immer hat Menzel nicht einen Blick auf das Bild der Prinzessinnen geworfen, das der Herzog eigens nach Kissingen hatte kommen lassen. Ein beschwörender Blick des Herzogs trifft die Künstlerin, und sie fragt den alten Menzel seelenruhig: „Nun, lieber Meister, wie gefällt Ihnen dieses Bild?“ (Die Töchter des Herzogs waren um einen Rosenbusch gruppiert. Anm.) Eine Sekunde lang schielt Menzel zu dem Gemälde; dann erwidert er kurz: „Das Blumenstück ist ganz gut.“

Zu Besuch bei Gustav Richter betrachtete er voll Bewunderung eine nackte Nymphe von Reinhold Begas. „Sagen Sie doch dem Reinhold“, schloß er, „ob er

nicht imstande wäre, sich einmal platonisch zu verlieben, damit er den Gesichtsteilen auch einige Aufmerksamkeit schenken möge!“

Aus dem Berliner Tageblatt.

*

Meyerheim erzählt von Menzel: Für Stimmungsbilder und für Bilder mit sogenanntem deutschen Gemüt hatte Menzel wenig übrig. Einmal sah er bei Meyerheim solch Bild: ein junges sehnsuchtsvolles Mädchen, das bei aufgehendem Mond einem Zug Vögel nachschaut. Menzel besieht sich das aufmerksam, wie immer, tippt dann mit dem Finger auf den blaßroten aufgehenden Mond und sagt: „In den Fürst Pückler hättest du auch noch einen Eislöffel hineinstecken können!“

Aus dem „Uhu“.

Ei aner Sonntichspredicht

schempft a Pforr wieder amool techtig off de Sendhoftigkeit der Mänscha; groode, wie a aalt Weib zo speet ei de Kärche kemmt, freet a: „Ja, woher kommt denn das Laster?“ — „Aus'm Eberdarfe, Här Pforr“, mäint das Weib ganz derschrocka.

Aus dem Jahrbuch „Grofschofters Feierabend“ 1930.

Katheder-Blüte

Man schickt uns aus Löwenberg folgende Kathederblüte:

Ein Lateinlehrer übersetzt eines Tages aus Lied 5 des Catull die schönen Verse: Da mi basia mille — „Gib mir 1000 Küsse, dann 100, dann wieder 1000 und dann 200 . . .“

Das Läuten der beendeten Stunde unterbricht ihn und er schließt mit den Worten: „Also, wollen Sie das, bitte, zu Hause üben!“

Doppelsinnig

Der schlesische Schriftsteller Max Ring erzählt in seinen Berliner Erinnerungen, welches Aufsehen Lassalle im Salon Varnhagen in Berlin erregte. Besonders war eine ältliche, häßliche, sehr reiche Dame von seiner schlanken, eleganten Erscheinung und den bedeutenden Zügen seines interessanten Kopfes entzückt. Als man Lassalle wegen seiner Eroberung neckte und ihn auf die glänzenden Vorteile einer eventuellen Heirat hinwies, sagte er ebenso wahr als boshaft: „Bisher wußte ich gar nicht, daß das Fräulein sich zum schönen Geschlecht rechnet!“